Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 21 | Gotha, 2. November 1929 | 43. Jahrgang

Inhalt: Fromme Selbstsucht [Sp. 1017] — Wahrheit und Gewißheit. Bund für Gegenwartchristentum in Eisenach [Sp. 1018] — Aus Georg Liebsters Nachlaß. Der zweite Artikel [Sp. 1026] — Diskussion des Krieges. Schluß [Sp. 1033] — Meineidsinflation und Eideszwangswirtschaft [Sp. 1040] — Die chinesische Hungersnot [Sp. 1042] — Zur Lage der Posener Deutschen [Sp. 1043] — Die Bruderschaft der Vagabunden. Schluß [Sp. 1047] — Walter Hasenclever [Sp. 1052] — Und noch einmal Hasenclever [Sp. 1058] — Abwehr. In Sachen der Religiösen Sozialisten [Sp. 1060] — Bücher und Schriften: Kirchenbau (Brathe u. A.); Die Frauen der Evangelien (Haller); Das Heilige Buch (Soiron); Augustinus (Girkon); Frühzeit Deuschlands (Timerding); Materialien zur Bibelgeschichte (Vollmer); Geschichte des Methodismus (Nuelsen u. A.) [Sp. 1062] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Kirche und Bischöfe in England [Sp. 1064] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1066] — Verschiedenes: Zum Kampf um das Volksbegehren; Kongresse und Tagungen [Sp. 1068] — Versammlungskalender [Sp. 1068] — Anzeigen

Fromme Selbstsucht

Gott, sei mir Sünder gnädig! Luk. 18, 13

Und vergib uns unsre Sünden, denn auch wir vergeben Allen, die uns schuldig sind. Luk. 11, 4

Scylla und Charybdis! Ihr macht zu viel aus dem Tode, hieß es das letzte Mal. Und zugleich: Memento mori. „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern."

Ihr macht auch zu viel aus eurem Leben. Ihr macht zu viel aus euch selbst. Und zugleich: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele!"

Wir sollen für unsre Seele sorgen. Und wir sollen auch darin nicht selbstsüchtig sein. „Nur selig!" Das ist gleichsam der Schlachtruf einer entschlossenen Frömmigkeit. Und wer wollte dem widersprechen? „Seligwerden", das ist die deutsche Übersetzung von dem, was in der Bibel ursprünglich dasteht: „gerettet werden". Gerettet werden „von diesem argen Geschlecht", von Sünde, Schuld, Tod. Verdammnis. Es steht nicht gut um die Menschen. Massa perditionis. Verloren, verloren. Sauve qui peut! So die christliche Predigt. Und Antwort der Angstschrei: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" „Gott, sei mir Sünder gnädig!"

Ist das nun nicht der Gipfel der Selbstsucht? Und in der Tat. „Wo Gott ein Haus baut, baut der Teufel eine Kapelle daneben." Wie viel fromme Selbstsucht in der Welt! In allen Religionen. Offenbart sich bei näherem Zusehn nicht die eigennützige Fürsorge für sich selbst, in Angst- und Lustgefühlen, als Grundtrieb der Religion? Und atmet nicht christlich-kirchliche, christlich-pietistische, auch christlich-aufgeklärte Frömmigkeit denselben Geist eng auf sich selber bezognen Sinnes? Ist Vieler Gebet etwas Andres als privilegierte Selbstsucht? Und gerade auch das Gebet um Sündenvergebung, der Glaube an Sündenvergebung die raffinierteste Form, das Extrem von Egoismus?

Die Bitte „Gott, sei mir Sünder gnädig!" ist nicht die normale Sprache des Christen mit seinem Gott. Gewiß, sie ist Ruf aus der Tiefe, wo die Umstände darnach sind. Sie ist recht, wo sie echt ist; unmittelbar empfunden, aus augenblicklichem Erleben motiviert.

Aber die normale Form, wie der Christ an sich denkt, an seine Sünde denkt, ist, daß er sich mit seinen Nächsten zusammendenkt. Meine Sünde der leidige Beitrag zur großen Gesamtsünde. Meine Sündenvergebung, die ich brauche und erflehe, mein Teil an der großen Gesamtgnade. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde." So stehe ich mit meinem Begehren und Empfangen, mit meiner Armut und meinem Reichtum, mit meiner Schuld und meiner Gerechtigkeit mittendrin in dem großen Miteinandersein und Füreinandersein der Menschen. Und der Strom der Gnade strömt durch mich hindurch: Vergebung empfangend vergebe ich, kann gar nicht anders; gerechtfertigt werdend rechtfertige ich — da ist gar keine Zeit zu Selbstsucht und Eigennutz, zu blöder isolierter Seligkeit (die das „für einen Raub hält", Phil. 2, 6). Es ist alles ein großes Gottesgeschenk; in dem steht man mittendrin.

Darum ist die normale Form, wenn wir Christen unsern Vater um Vergebung unsrer Sünden bitten: „Vergib uns unsre Sünden, denn auch wir vergeben Allen, die uns schuldig sind." R

Wahrheit und Gewißheit

Bericht über Eisenach (Bultmann-Gogarten-Fischer) 2.—3. Oktober 1929

1. Bericht über die drei Vorträge

1

Zwei theologische Großkampftage — so dürfen wir wohl sagen; denn es ging doch nicht um Nebendinge, um überflüssigen Streit im brennenden Haus, sondern um die brennende Frage selber: Wie können wir mitten in unserem Leben der Wirklichkeit Gottes gewiß werden? Eine Fragestellung, die wahrlich nicht nur den Theologen angeht, sondern den Christen und die christliche Gemeinde, und mehr noch: den Menschen, sofern er nicht ganz dem „Säkularismus" zum Opfer gefallen ist.

Wahrheit und Gewißheit! Schon das Voranstellen des Wahrheitsbegriffs vor den Gewißheitsbegriff ist bezeichnend. Die Unhaltbarkeit, ja Verzweifeltheit der früher weithin herrschenden Einstellung, die von der innerseelischen Wirklichkeit des eigenen „religiösen Empfindens" (griechisch: diáthesis) ausging und trotz aller Anstrengung darüber nicht hinauskam, wird heute allgemein anerkannt. Folge war, daß man schließlich mit einer bloß subjektiven Gewißheit sich begnügen mußte — so wenig das die Absicht war, weder bei Schleiermacher noch bei Frank, noch bei Herrmann. Heute tritt die psychologische Frage: Wie komme ich zur Gewißheit des Glaubens? zurück vor der metaphysischen Frage: Worauf beruht die Wahrheit des Glaubens? Als Vorfrage darf dabei nicht übersehen werden die Sinnfrage: Was meinen wir, wenn wir von Gewißheit und von Wahrheit reden? und: Welches sind die möglichen Abwandlungen dieser Begriffe und ihres wechselseitigen Verhältnisses? Man nennt das heute auch die phänomenologische Frage. Den entscheidenden Maßstab dafür, ob wir die richtige Bestimmung des Sinnes wie des realen Verhältnisses von Wahrheit und Ge-

wißheit getroffen haben, werden wir darin zu suchen haben, ob es auf Grund einer solchen Sinn- und Verhältnisbestimmung gelingt, daß die Wahrheit zur Gewißheit werden, zu uns kommen kann, und ob es im Wesen der so bestimmten subjektiven Gewißheit liegt, auf objektive Wahrheit hinzuweisen. Beiderlei Maßstäbe müssen im formalen wie im inhaltlichen Sinn sich bewähren. (Formal: Was ist Wahrheit? Was ist Gewißheit? inhaltlich: Was ist wahr? und: Was ist gewiß?) Mit andern Worten: Darauf kommt es an, daß wir endlich über die Kluft hinüberkommen, die zwischen der Gewißheit meiner selbst, meines Erlebens, und der „Wahrheit an sich" besteht.

Über diese Kluft suchten auch die Theologen der vorigen beiden Generationen (Ritschl und seine Schüler; Kähler, Ihmels, Troeltsch, Wobbermin, Otto usw.) hinüberzukommen; aber sie taten es vorwiegend von der subjektiven Gewißheitsseite aus, auch wenn sie mit allen Mitteln dem entgehen wollten oder entgehen zu können glaubten — vgl. das verzweifelte Ringen Troeltschs. Heute liegt der Ton auf der Wahrheitsseite, so daß sie die Gewißheit einschließen soll. Die Wahrheit hat uns, nicht wir haben sie. Wie viel von diesem Gehabtwerden in unser Bewußtsein fällt, ist nebensächlich; Gegenstand unseres Glaubens wie unseres theologischen Nachdenkens ist nicht mehr unsere Gewißheit, sondern die Wahrheit selber — Gott. Unsere theologischen Väter suchten die Wahrheit im Gewand der Gewißheit; wir suchen die Wahrheit, indem wir von der Gewißheit, d. h. von uns, weg auf die Sache blicken, deren der Glaube gewiß ist. Daß wir psychologisch die Wahrheit nur im Gewand der Gewißheit haben, wissen wir auch; aber wir klammern diesen subjektiven Reflexcharakter der Gewißheit gleichsam ein und sehen nur auf das, was als Wahrheit zu uns kommt und unsere Gewißheit in Anspruch nimmt. Mit anderen Worten: Das „ich bin gewiß" tritt uns zurück vor dem „Gott ist gewiß"; noch mehr: all unser Sagen tritt uns zurück vor dem Sagen der Wahrheit, dem Spruch Gottes selber: „Ich bin gewiß", und „Du sollst mich hören, mich gehorsam annehmen". Das sicherlich nicht bloß auf die Autorität Anderer hin; Du sollst selber hören; doch dabei nicht ewig die Tätigkeit deines Hörorgans beobachten, sondern dich vergessen und der Wahrheit lauschen, ganz ihr allein.

1. Von dieser allgemeinen Verhältnisbestimmung im Sinn der heutigen Fragestellung aus sei die Antwort angedeutet, die Bultmann in seinem Vortrag auf sie gab. Wahrheit kann Gewißheit werden, Gewißheit in sich einschließen nur dann, wenn sie nicht fertige, ruhende Wahrheit im Sinne der Griechen ist. Von dort aus bleibt nur die dualistische Abbildtheorie oder die monistische Lehre von der Identität des Logos im Menschen mit dem kosmischen Logos. In beiden Fällen wird nur eine Gewißheit von der allgemeinen, bleibenden Struktur der wahren Wirklichkeit erreicht, also eine Wahrheitsgewißheit, wie sie der Absicht der Naturwissenschaften (wenigstens nach der physikalisch-theoretischen Seite hin), wenn auch nicht ohne Einschränkungen, heute noch entspricht. Dagegen die konkrete Lage des Einzelnen, sein Gezwungen-sein zur Entscheidung, jetzt so oder so zu handeln, der gegenwarts-geschichtliche Charakter der Wirklichkeit, wie sie uns unmittelbar gegeben ist, wird dabei übersehen*).

Und doch kann so allein die Wirklichkeit Gottes uns zum Bewußtsein kommen. Nur wenn dies primäre In-der-Wirklichkeit-Stehen zum Ausgangspunkt unserer Gottesgewißheit gemacht, oder vielmehr als solcher anerkannt wird, nur dann ist die Wahrheit (im schlichten Sinne von Wirklichkeit) von vornherein im Ansatz, und ist der Weg von der Wahrheit zur Gewißheit kein Sprung, wie das der Fall sein muß, wo man nur starr objektive Wahrheit einerseits, bloß subjektiv psychologische Zuständlichkeit anderseits kennt und anerkennt. Nur so entgehen wir der heillosen Lage, daß erst die Theologie aus dem „religiösen Erlebnis" dessen metaphysische Wahrheit (= Wirklichkeitsgründung) herausklauben soll. Erst so entrinnen wir auch der Gefahr der „doppelten Wahrheit", die daraus sich ergibt, daß die Theologie das „religiöse Apriori" in den Wettbewerb der anderen Aprioris von Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit hineinstellt, als einen Gesichtspunkt neben anderen, von denen aus man Welt, Leben und sich selbst betrachten und anfassen kann. Sie kommt so nie aus diesem Wettbewerb heraus. Denn wenn schon von „Weltanschauung" die Rede sein soll — und dazu führt die Aprioribetrachtung unweigerlich —, so begibt man sich damit auf einen für die Theologie höchst schlüpfrigen Boden. Als Weltanschauungslehre (Apologetik) fordert sie die anderen Wissenschaften gegen sich heraus. Es fällt den anderen Wissenschaften gar nicht ein, sich der „religiösen Weltanschauung" zu Liebe auf bloße Teilbetrachtung zu beschränken. Es fällt ihnen auch nicht ein, sich dem absoluten Apriori des Glaubensentschlusses unterzuordnen und von ihm erst ihr Recht zu erbitten (Karl Heim). Sie ruhen gerade nicht auf Entschlüssen, weder auf einem Generalentschluß noch auf immer wiederkehrenden Einzelentschlüssen, wie das der Glaube tut, sondern auf der Wahrnehmung unausweichlicher Gegebenheiten. Glaube ist nicht Weltanschauung und kann nicht Weltanschauung werden; sofern er dauernde Haltung ist, beruht er auf dem Festhalten der Entschlüsse, nicht auf einer „Erhebung" des Gehorsamsaktes zu weltanschaulicher Verallgemeinerung.

Nur wer sich in seine jeweilige konkrete Lage hineinstellt, ihren Sinn als „Wort" heraushört und im Gehorsam dagegen handelt, nur der hat wahre Gewißheit. Denn nur so lernt er sich selbst recht verstehen. Vorher verstehen wir uns beständig falsch. In der Aufforderung des Augenblicks, den ich beständig versäume, dessen zwischen Geburt und Sterben liegendes Geheimnis ich nie voll erfasse, werde ich beständig schuldig, in der Anerkennung dieser unendlichen Verschuldung und verdienten Todverfallenheit liefere ich mich restlos an die vergebende Gnade Gottes aus, die mir beständig im Gericht und Sterben das ewige Leben schenkt.

2. Ging so Bultmann vom allgemeinen Wahrheits- und Gewißheitsproblem zum besonderen (Glaube als Entscheidung im Gehorsam auf den Anruf der Wirklichkeit) und von da zum besondersten (Glaube als immer neues Leben in Gericht und Rettung), so ging umgekehrt Gogarten von diesem Besondersten aus, und führte von da den Weg zur allgemeinen Wahrheits- und Gewißheitsfrage, die nur von daher ihre Antwort erhält. Was für Bultmann das Ergebnis seiner kritischen Auseinandersetzung mit der vom Griechentum einerseits, vom modernen Subjektivismus anderseits bestimmten Theologie war, das bildete bei Gogarten den Ausgangspunkt: der Geschichtscharakter des christlichen Wahrheitsbegriffes. Von dieser von vornherein eingenommenen Stellungnahme aus kämpfte er 1. gegen einen falschen, zeitlosen Wahrheitsbegriff, 2. gegen einen falschen, aktivistischen Geschichtsbegriff.

Der falsche Wahrheitsbegriff muß die christliche Botschaft notwendig mißverstehen, so als hätte oder brächte Jesus die Wahrheit: er ist die Wahrheit, so daß in keiner Weise ihre „Idee" von der geschichtlichen Tatsache, oder vielmehr Tathandlung, abgetrennt werden kann. Auch nicht im Sinne der neueren Umbildungen des Ideebegriffes, so daß die Idee selber ihre geschichtliche Verwirklichung, die Geschichte ihre ideelle Deutung for-

*) Auf diese Verbindung des Geschichtsbegriffes mit dem Gegenwartsleben und dem auf uns zukommenden Ende und Ziel hat der Berichterstatter seit 1920 in einer Reihe von Arbeiten hingewiesen, auch gegenüber Troeltschs Unterscheidung geschichtlicher und gegenwärtiger (oder metaphysischer) Sätze in der Glaubenslehre.

dert, wobei beides doch immer noch zweierlei bleibt. Die geschichtliche Tat ist grundsätzlich mehr als jede bloße Tatsache, aber auch als jede Deutung derselben im Sinne einer zeitlosen Wahrheit. Die Wahrheit ist selber zeitliche Tat, und diese Tat richtet unser menschliches Selbst-Wahrheit-sein-wollen als Lüge. Nicht Irrtum, nicht Annäherung an die Wahrheit ist der Charakter unseres Wesens, sondern Lüge, wenn die Wahrheit uns gegenübertritt (Joh. 18). So wird der falsche Begriff von Wahrheit als von Etwas, das uns zur Verfügung stünde, das wir erzeugen oder an das wir uns doch annähern könnten, nicht nur erkenntnistheoretisch, sondern religiös aus den Angeln gehoben und als Auflehnung gegen Gott in sich selbst vernichtet.

Dem zeitlosen An-sich-sein der Wahrheit entspricht in der falschen Einstellung das An-sich-sein-wollen des Menschen. Aus ihm, aus dem falschen Selbstverständnis, geht der falsche Geschichtsbegriff hervor, als ob der Mensch „an sich" über der Geschichte stünde und sie als ihr Subjekt erzeugte. Diesem gottlosen Geschichtsbegriff entgehen wir nicht durch Hingabe an den Entwicklungsgedanken, der vielmehr jede Geschichte aufhebt, sondern nur dadurch, daß wir alle Geschichtskonstruktion (= denkendes Beherrschenwollen der Geschichte) aufgeben und uns in die wirkliche Geschichte hineinstellen. Sie ist niemals unsere Tat, sondern sie bedeutet unser In-Anspruch-genommen-sein durch die Anderen. Nur innerhalb des Wir gibt es ein Ich. Dieses gottgewollte Wir aber wird durch unser Ich-sein-wollen ein Gegen-einander. Zu einem Für-einander kann es nur kommen, wenn wir uns unter Jesus stellen. Von ihm gibt es keine geschichtliche Erkenntnis „an sich"; seine Geschichtlichkeit besteht in seinem Für-uns-sein. In diesem Für-uns-sein liegt sein Anspruch auf unser Für-ihn-sein und dadurch auf unser Für-einander-sein beschlossen, das nur als Gottes Tat durch ihn zu Stande kommt. So kommt die Wahrheit zu uns, indem sie an uns geschieht, uns ganz in Anspruch nimmt und uns umwandelt. Nur von daher können wir aus unserem Inder-Lüge-sein heraus und ins Aus-der-Wahrheit-sein hineinkommen. Nur hier wird der Zweifel überwunden; er hat seinen Ansatzpunkt nur darin, daß wir selber Träger der Wahrheit sein und als „Mensch an sich" die „Wahrheit an sich" an uns reißen wollen. Aus der falschen Stellung zu Gott ergibt sich die falsche erkenntnis-theoretische Einstellung; sie geht auf den Besitz zeitloser Wahrheit aus; und diese kann immer nur als Abstraktion, d. h. als Teilwahrheit, unser werden. Lassen wir uns dagegen die ganze Wahrheit über uns sagen, so haben wir auch volle Gewißheit. Denn die ganze geschichtliche Wahrheit Gottes über uns selbst ist nicht teilbar: so hebt sie das Fundament des Zweifels aus dem Grund.

Theologie treiben wir von da aus nicht, um die Wahrheit des Glaubens an irgendwelchen außerhalb ihrer vorhandenen Wahrheitsmaßstäben zu messen, sondern um aus den Glaubensaussagen Bekenntnisaussagen zu gewinnen, durch polemische Auseinandersetzung mit falschen Wahrheitsbegriffen. Theologie hat ihre abgeleitete Wahrheit allein aus dem Glauben. Von hier aus gewinnt sie ihre kritisch reinigende und ihre positiv darstellende Bedeutung im Dienst der Kirche — jeweilen für eine bestimmte Zeit. So ruht gerade ihre geschichtliche Begrenztheit auf der (nicht „übergeschichtlichen", sondern) ewigkeitsgeschichtlichen Wahrheit des Glaubens.

3. Als dritter Redner hatte sich, an Stelle des erkrankten Pfarrers Aé in Dresden, fast in letzter Stunde Pfarrer Fischer von Lauenstein in Sachsen zur Verfügung gestellt. Er stellte von dem Standpunkt der „dialektischen Theologie" aus Fragen an das kirchliche Handeln, das (z. B. gegenüber O. Dibelius und dem Fall Knote) notwendig der theologischen Begründung bedürfe. Er zog vor allem die Linie von der Wahrheit des Glaubens zum Problem der Wahrhaftigkeit. So wenig wie die Wahrheit, haben wir sie jemals als neutrale Gegebenheit, sondern stets nur innerhalb der Entscheidung. Wahrhaftigkeit ohne Wahrheit bleibt etwas bloß Formales. Gegenüber diesem bloß subjektiven Wahrhaftigkeitsindividualismus ist das Dogma als Norm für alles kirchliche Reden und Handeln vonnöten. Wie die Gebundenheit an das Dogma, das doch nach Gogarten immer nur für die jeweilige Zeitlage fixierbar ist, sich mit der Forderung der Wahrhaftigkeit innerhalb der Entscheidung für oder wider das jeweilen gegenwärtige Wort vertragen soll, darüber erhielt man keine Klarheit.

2. Zusammenfassung. Kritische Fragen zum Weiterdenken

Es kann nicht Aufgabe dieses Berichtes sein, auf die Aussprache einzugehen, die den ganzen nächsten Tag ausfüllte. Wohl aber soll zu den beiden Hauptvorträgen noch kurz Stellung genommen werden. Diese Stellungnahme kann natürlich nur eine subjektiv bedingte sein; doch schließt das bei redlichem Wollen, die Sache zu sehen, einen Anteil an der Erkenntnis der Sache nicht aus, so wie dieser Anteil auch dem Gegner zuzugestehen ist. Diese Sache ist eben größer als wir alle; von hier aus empfängt jeder theologische Erkenntnisversuch, dem es um die Sache zu tun ist, sein Recht wie seine Begrenzung. Nur so ist theologische Auseinandersetzung möglich: aus dem ernsten Willen heraus, nicht auf sich, sondern auf die Sache zu sehen und auf den Andern und sein Verständnis der Sache zu hören. Wäre dieser Grundsatz von allen Seiten beherzigt worden, so wäre der Ausgang der Aussprache ein befriedigenderer geworden, als es leider der Fall war. Und doch bleibt der Eindruck der Vorträge selbst in ihrem unerbittlichen Ernst des Suchens und Bohrens (Bultmann) und in der Geschlossenheit einer schwer erkämpften Überzeugung (Gogarten) ein großes und wertvolles Erlebnis auch für den, der den Gedankengängen Beider nicht lückenlos zu folgen vermochte.

Doch nicht nur diese persönlichen Werte, der Sach- und Wahrheitsgehalt der Ausführungen soll hier aufs wärmste anerkannt sein, einerlei ob das den Männern, mit denen wir in Eisenach um die Wahrheit gerungen haben, lieb ist oder nicht, und einerlei, ob sie die Übereinstimmung in wichtigen Punkten mit manchen Linien der Theologie der letzten hundert Jahre anerkennen oder nicht*).

Worin besteht das Gemeinsame der sogenannten „dialektischen" Theologie — um diesen, heute nicht mehr ganz zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen? Von der Dialektik war in den beiden Tagen mit keinem Wort die Rede. Zutreffender wäre der Ausdruck existentielle Theologie (vgl. das Preisausschreiben der Christlichen Welt), obgleich auch dieser Ausdruck in den Verhandlungen kaum vorkam, oder Theologie des „Wortes".

*) Zum gemeinen Nutzen sei hier eine Anmerkung gestattet. Wenn Vorträge und Verhandlungen wie diese vor einer großen bunten Hörerschaft stattfinden, kann es nicht der einzige Anspruch an die Aussprache sein, daß der Vortrag sach- und zunftgemäß durchgesprochen wird, so daß also der Vortragende mit seinem Gedankengang und seinen Formulierungen die Aussprache beherrscht. Wie in Seminaren und kleineren Arbeitsgemeinschaften. Erzwingt sich der Vortragende eine solche Gefolgschaft der Diskussionsredner, um so besser. Aber der Sinn einer solchen Versammlung ist, daß einigermaßen auch herauskomme, was in ihr steckt: Zustimmung, Widerspruch, Mißverstand, Zweifel, abweichende und abwegige Meinung. Die hier das Wort ergreifen, haben keineswegs bloß die Pflicht, sich mit dem Vortragenden allein auseinanderzusetzen, sondern sie sind berechtigt und berufen, zur Ergänzung hinzuzufügen, was sie und die andern Zuhörer aus Anlaß des Vortrags und seines (von ihnen vielleicht anders aufgefaßten!) Themas bewegt. Dem Redner bleibt es ja dann überlassen, was er aus dem Gemenge einer solchen Aussprache machen kann und will. Dazu ist das Schlußwort da, das zu haben immer ein großes Privilegium bedeutet. D H

Dies Gemeinsame liegt erstens in der entschiedenen Konzentration der theologischen Besinnung auf das Urverhältnis „Wort — Glaube" im Gegensatz zu der „Verweltlichung" der Theologie zu einer Weltanschauungslehre oder zu einer Philosophie der Religion. Damit schreitet sie auf der Linie der sogenannten diastatischen Theologie weiter, die schon von Luther und dem anfänglichen Melanchthon, in sehr bedingter Weise dann von den Schleiermacher folgenden Theologen, besonders Ritschl, Frank und Kähler, eingeschlagen worden ist. Jedoch mit schärfster Verwerfung der Anlehnung an Kant und den „deutschen Idealismus", wie sie gerade für die Apologetik und Religionsbegründung der Kant-Schleiermacherschen Schule bezeichnend war, wenngleich sie der Religion und dem christlichen Glaubensverhältnis eine ganz andere Selbständigkeit ließen als die Theologen der spekulativen Richtung. Die Wahrheit des Glaubens und der Maßstab für seine Gewißheit liegt nicht in irgendeiner Instanz außerhalb des Glaubens, sondern lediglich innerhalb seiner selbst, nicht innerhalb seines psychischen Wesens, sondern innerhalb des von ihm Gemeinten, seiner Zielrichtung oder „Intention".

Es ist zweitens die Richtung auf das Objektive, Nichtmenschliche, die Verwerfung des Psychologismus, Historismus, Religionismus; es ist der Vorrang der Wahrheit vor der Gewißheit, der Offenbarung oder des „Wortes" vor dem hörenden Menschen, worauf es ankommt.

Es ist drittens der Vorrang des göttlichen Anspruches vor allen menschlichen „Bedürfnissen", und wären es die frömmsten. Die Offenbarung als „Wort" schneidet alles ab, was sie zur bloßen Erfüllung solcher Bedürfnisse, Werte, apriorischer Anlagen oder Forderungen herabdrückt. Glaube ist nicht Wunscherfüllung, sondern Gehorsam, sein Ja bedeutet ein Nein gegen alle Forderungen der menschlichen Vernunft, des sittlichen Gewissens, der religiösen „Innerlichkeit".

Es ist viertens die entschiedenste Konkretierung der Wahrheit und Gewißheit auf dieses bestimmte Wort an diesen bestimmten Menschen in dieser bestimmten Lage; nicht um den Gottesbegriff und nicht um den Allgemeinbegriff des (religiösen) Menschen handelt es sich, wenn wir von Schöpfung, Erlösung, Offenbarung reden. Das alles in allerschärfster Zuspitzung, so daß gerade die verwandten Erscheinungen in der überkommenen und der gleichzeitigen Theologie als Halbheit bekämpft werden, in der man viel größere Gefahr sieht als in der gerade entgegengesetzten Richtungen der Theologie. Dies der wahre sachliche Grund für die leidenschaftliche Ablehnung alles Entgegenkommens auf halbem Wege, wie wir es auch in Eisenach wieder reichlich zu spüren bekamen.

Mit dem letztgenannten Wesenszug ist bereits die Wendung innerhalb der jungen Theologie angedeutet, die von der eigentlich „dialektischen" Theologie Karl Barths (besonders in der zweiten Auflage des „Römerbriefs") zur Theologie der geschichtlichen Entscheidungslage und von da zu einer neuen Würdigung der geschichtlichen Bedeutung Jesu als des Christus geführt hat. Von der absoluten Transzendenz, die nur in blitzartigem Aufleuchten die menschlich-geschichtliche Existenz erhellt, um sie sofort wieder im Dunkel ihrer Verlorenheit zu lassen, ist die Wendung erfolgt zu einer neuen Bedeutung der Zeitlichkeit und der menschlich-geschichtlichen Lage. Nicht im Sinne einer ruhenden Immanenz — das bleibt aufs schärfste abgewiesen; vielmehr soll der Sinn der zeitlichen Existenz selber erst recht erfaßt werden: zunächst als beständige Todverfallenheit, als beständiges Verneintwerden in ihrem Lebensanspruch, als immer neues Weiter-geschleudert-werden in der Richtung auf das Ende — und darum als Angewiesen-sein auf das „Wort", das uns dies unser Todverfallensein in restloser Klarheit aufdeckt als das einzige, rein negative Apriori, das es gibt.

Aber nun soll auch die positive Bedeutung des Geschichtlichen recht erfaßt werden: mitten im bestimmten geschichtlichen „Jetzt" trifft mich das „Wort", wenn ich es als richtendes Wort mich durchdringen lasse, als rettendes Wort; und dies rettende Wort hat bestimmte Gestalt angenommen in Jesus als dem Christus für mich. Sein geschichtliches Wesen ist nicht mehr nur, wie es bei Barth mindestens zeitweise schien, die Vollendung des Gerichts über den Menschen, dessen Menschlichkeit er gerade zu Ende lebte und kund machte, sondern das Für-uns-sein Gottes. Und ebenso ist die Kirche nicht mehr bloß die Vollendung des menschlichen „Religionismus", sondern der bestimmt geschichtliche Weg Gottes durch Christus zu uns.

Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Positionen würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen. Auch ist der Berichterstatter mit seiner eigenen inneren Auseinandersetzung mit der „neuen" Theologie noch so wenig zu einem relativen Abschluß gekommen, daß er hier lieber weiter horchen und lernen möchte, als sich in abschließenden Urteilen festlegen. Und ebenso ist die genannte Theologie selber schwerlich schon am Ende ihrer Entwicklung angelangt. So ist der beiderseitigen Förderung durch einige Schlußfragen wohl besser gedient.

1. Wie verhalten sich die allgemeine, erkenntniskritische Gewißheits- und Wahrheitsfrage und die besondere auf dem Gebiet der Religion, des Christentums, des biblisch-reformatorischen Glaubens? Wenn die Beantwortung dieser auf die Beantwortung jener Frage nicht warten kann, sondern selbständig auf dem Gebiet des Glaubens gewonnen sein will, kann diese Beantwortung nicht vielleicht von entscheidender Bedeutung sein für die Beantwortung der allgemeinen Erkenntnisfrage (so Karl Heim)? Liegt jedoch nicht hier ein Wechselverhältnis vor, so daß die Beantwortung der allgemeinen Fragen doch ihr selbständiges Recht hat (so Piper)? Der Glaube muß natürlich von der Beantwortung philosophischer Fragen unabhängig bleiben, aber kann es die Theologie?

2. Wenn die Wahrheits- und Gewißheitsfrage in Beziehung auf Erkennbarkeit und inhaltliche Bedeutung des Weltlebens im Sinne der neuen Zeitlehre (Heidegger) ihre Beantwortung findet: im Entscheidungsanspruch des geschichtlichen Augenblicks, in seinem am „Ende" orientierten Sinn findest du die einzige zur vollen Wirklichkeit vordringende Antwort auf die Frage nach der Realität, Erkennbarkeit und Bedeutung von Welt und Ich — ist damit wirklich die Beziehung auf Gott und sein Wort, die Glaubensgewißheit und -Wahrheit schon gegeben? Ist nicht auch eine skeptische oder atheistische Fassung des „existentiellen" Wahrheitsbegriffes möglich? Verschiedene Kennzeichen deuten darauf hin, daß diese Auffassung schon auf dem Marsche ist.

3. Woran unterscheiden wir im geschichtlichen Entscheidungsmoment das „Wort Gottes" von anderen Möglichkeiten des In-Anspruch-genommen-werdens? Ist denn die Forderung des Augenblicks immer so eindeutig? Wer bürgt mir dafür, daß die Entscheidung, die ich aus den verschiedenen Möglichkeiten auswählen zu sollen glaubte, nicht im Sinne eines „dämonischen" Weltwillens, oder im Sinne meiner eigenen unbewußten Wünsche ausfällt? Auch das Contra naturam ist doch für sich allein kein sicheres und ausreichendes Kennzeichen der von Gott gewollten Entscheidung. Wenn ein neutrales, von der Einstellung des Glauben- und Gehorchen-wollens unabhängiges Merkmal mit Recht abgelehnt wird, gibt es dann wirklich kein innerhalb dieser Haltung liegendes Kennzeichen inhaltlicher Art, worin sich das Gottgemäße vom Nichtgöttlichen und Gottwidrigen unterscheidet?

Die Frage geht nicht bloß an die Vertreter der hier zur Sprache gekommenen Theologie, sondern an jeden Theologen, jeden denkenden Christen.

4. Wenn nach der Überzeugung der genannten Theologen auf dem Kampfplatz der geschichtlichen Augenblicksentscheidungen Gewißheit und Wahrheit vollständig zusammenfallen: Wahrheit ist Tat Gottes innerhalb der Zeit, die uns zur Tat innerhalb dieser Zeit auffordert, also Gewißheit ihrer selbst einschließt, wie umgekehrt wir selber zur Gewißheit und Wahrheit unseres Daseins so erst kommen, ja die scheinbar so neutrale Weltwirklichkeit erst in diesen Akten zu ihrer vollen Wirklichkeit und Bedeutsamkeit gelangt: — wie kann aus dieser „punktierten Linie" absolut geltender Gottesworte und absolut geforderter Einzelentscheidungen eine übergreifend geltende Wahrheit, eine Überzeugung gewonnen werden? Auch der Theologe der geschichtlichen Augenblicksentscheidung hat doch tatsächlich eine solch zusammenfassende Überzeugung — mit dem bloßen Festhalten der jeweiligen Augenblicksentscheidungen kommen wir zu keiner Möglichkeit grundsätzlicher Zusammenfassung, wie sie diese Theologen doch tatsächlich üben und für die kirchliche Verkündigung als Maßstab fordern! Kann ich wirklich bloß aus dem Augenblick heraus denken, muß ich nicht jeweilen über den Moment mich erheben, um von den Worten zum Wort, aus den Entscheidungen zur Entscheidung, aus den geschichtlichen Ereignissen und Stellungnahmen zur Geschichte zu kommen? Und entspricht dieser unserer Erhebung des Gesamtsinnes nicht primär ein Geschichtszusammenhang, der, ob noch so sinnwidrig und paradox, doch letztlich göttlich sinnvoller Art sein muß? Das alles nicht im Sinne „zeitloser" Wahrheit und vermeintlicher Erhebung des Menschen über die Zeit, sondern im Sinne eines Geschichts- und Wahrheitszusammenhanges (beides nicht als Zweierlei, sondern als Eines), der uns nur bruchstücks- und anfangsweise bekannt ist, in Gott aber als vollständig vorhanden vorausgesetzt werden muß, wenn auch nur von augenblicklichen Erfassungen des wahrhaft Wirklichen, vielmehr vom Erfaßtwerden durch es die Rede sein soll?

5. Kann von einem Aufnehmen des „Wortes", seis im Sinne der Augenblicksentscheidung oder im Sinne des Entscheidungzusammenhangs, überhaupt die Rede sein, ohne daß dem „Wort von außen" ein „Wort von innen" entspricht? Und liegt nicht in dem Zusammentreffen beider das einzig mögliche Merkzeichen dessen, was jetzt für uns Gottes Wort und Wille ist? Zugegeben, daß unser Auffassen dieser Übereinstimmung kreatürlich und schuldhaft getrübt ist und auf Erden bleibt — „wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme". Hier käme das zur Geltung, was mit unzureichender, psychologischer oder rationalistischer Fassung Troeltsch und Wobbermin letztlich meinen mit dem „religiösen Apriori" oder dem „religionspsychologischen Zirkel"! Kann von einem Reden Gottes zu uns und von einem Hören seines Redens durch uns überhaupt geredet werden ohne die stille Voraussetzung einer überweltlichen Einheit des Geistes — nicht der menschlichen oder kosmischen nur — so wie es geistigen Verkehr unter Menschen nur geben kann, unter Voraussetzung einer innerweltlichen Einheit der Personalwelt? Dies nicht so, daß dann die Geschichte entwertet würde zur bloßen Illustration, Symbolisierung oder im besten Falle Verkörperung jenes höheren Zusammenhanges, sondern so, daß er als lebendiges Leben des Geistes selber die Geschichte ist, und die Geschichte selber nichts anderes als der lebendige Vollzug dieses umfassenden göttlichen Geisteswaltens.

Doch genug des Fragens: Andere mögen anders fragen und meine Fragen für töricht achten. Woran mir liegt, ist, daß es in unserer Theologie bei einem wechselseitigen Unterreden bleibe, vielmehr zu einem solchen erst recht komme. Andere solcher Aussprache für unwert halten, heißt sich am Geist der Wahrheit versündigen. Denn wir haben die Wahrheit nur, indem sie uns hat. Und sie hat uns, indem sie uns ihre Fragen vorlegt, und wir auf sie eingehen. Als Einzelne, und doch als Glieder eines Ganzen. Denn Wahrheit für den Einzelnen gibt es nur als Einzelanblick des Wahrheitsganzen, das sich nur im lebendigen Austausch, im gemeinsamen Ringen der Glieder erschließt. Weil wir Alle an derselben Wahrheit teilhaben, darum kann und muß durch das Gegeneinander hindurch immer wieder das Mit- und Für-einander gewonnen werden.

Besigheim Rudolf Paulus

Aus Georg Liebsters Nachlaß

Vom innern Aufbau des christlichen Glaubens

Der zweite Artikel

Die bisherige Darstellung nahm auf die Christlichkeit unseres Glaubens so gut wie keinen Bezug. Es hätte auch irgend eine andere Religion sein können, die wir in ihrer Entwicklung nachzeichneten, denn jede tritt als Gemeinde auf, in der ein Gemeingeist erscheint und den Jenseitsglauben erweckt. Wir vermuten wenigstens, daß alle Religionen auf diese Weise entstehen. Allein, uns führt kein allgemein religionswissenschaftliches Interesse, sondern wir wollen wissen, wie unser, der christliche Glaube vergewissert wird. Davon erfuhren wir nichts.

Daß wir unsern Glauben christlich nennen, zeigt einen geschichtlichen Zusammenhang an, insofern er sich auf einen Menschen der Geschichte bezieht, dem seine Anhänger den Ehrentitel Christus „König" beilegten. Nun ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, keine geschichtliche Untersuchung; aber zur Verdeutlichung unserer Auffassung wird doch eine ganz kurze Darstellung, wie nach unserem Verständnis das Urchristentum zustande gekommen ist, von Wert sein.

Die ersten Christen bildeten eine Gemeinschaft von so großer Innigkeit, daß sie wie eine Familie leben und die Güter gemeinsam haben wollten. In ihren Versammlungen bekundete sich der Gemeingeist gelegentlich so kräftig, daß sie das normale Bewußtsein mit einem Zustand grenzenloser Begeisterung vertauschten und ihren Herrn verklärt vor sich sahen. Die Ostererlebnisse sind wohl religionsgeschichtlich so zu verstehn, daß den Jüngern der Geist ihrer Gemeinschaft unter dem Bilde des Meisters erschien. Nach dieser Auffassung geht das Pfingstereignis dem Osterereignis voran: die Jünger sahen den Auferstandenen, nachdem sie den Geist empfangen hatten. Die ungeheuere Kraft, mit der der urchristliche Gemeingeist wirkte, hängt mit der Kreuzigung Jesu zusammen, der zu Lebzeiten den Gemeingeist der Jüngerschar verkörpert hatte. Sein unerwarteter, schmachvoller Tod schien einen Augenblick den Gemeingeist völlig ausgelöst zu haben, aber er wachte nach der Erschütterung umso kräftiger auf.

Jesus ist also nicht das, als was er bisweilen bezeichnet wird, Stifter der christlichen Religion, sondern ihr Vertreter, Repräsentant, der, in dessen Person der Gemeinschaftsgeist den symbolischen Ausdruck angenommen hat. Denn dieser Geist war vor Jesus da als Unterströmung des religiösen Geistes der jüdischen Nation in der sogenannten messianischen Bewegung —: Messias ist nur das aramäische Wort für Christus. So wird, nebenbei bemerkt, eine fast völlig sichere Gewähr dafür gefunden, daß Jesus wirklich gelebt hat, denn jede derartige Bewegung braucht, wenn sie weltgeschichtlich durchschlagen soll, eine persönliche Zusammenfassung, einen Repräsentanten, die französische Revolution in Napoleon, die englische in Cromwell, die reformatorische Bewegung in Luther, die proletarische des 19. Jahrhunderts in Marx usw. Das sind streng genommen nicht große Einzelmenschen, sondern Massenmenschen, die darum eine so

unheimliche Stoßkraft besaßen, weil die Wucht bewegter Menschenmassen durch sie wirkt. Sollte nun nur bei der messianischen Bewegung große Wirkung ohne Zusammenfassung in einem geschichtlich wirklichen persönlichen Vertreter geschehen sein? Das ist schwer auszudenken.

Aber die messianische Bewegung gehört der Geschichte an und ist nicht ohne Weiteres mit dem christlichen Gemeingeist von heute gleich zu setzen. Schon äußerlich geht uns heutigen Christen das enthusiastische Wesen ab, das jene Bewegung auszeichnete. Wir sind ruhiger geworden; aber das Feuer glimmt noch unter der Asche und kann, wenn das Schicksal einen Windhauch darüber gehen läßt, als lodernde Flamme auffschlagen. Wer je in einer christlichen Gemeinde einen starken Eindruck verspürte, weiß, was der Gemeingeist noch heute vermag.

Es eignet ihm sogar eine ganz besondere Kraft, durch die er auch solche in die Gemeinschaft einbezirken kann, die nicht mehr leben. Wie die christlichen Friedhöfe meist um die Kirchen herumliegen, so läßt der Gemeingeist die Gläubigen der Vergangenheit an der heiligen Feier teilnehmen. In alten Liedern, Melodien, Bildern, Bauwerken und sonstigen Zeugnissen redet die Altgemeinde von ihrem Glauben zu uns, und der leibliche Tod macht keinen Unterschied. Ja, der christliche Gemeingeist bevorzugt die Glaubenszeugnisse der Vergangenheit gern vor denen der Gegenwart, weil ihm alles an der Erweiterung der Gemeinschaft auf der Linie des zeitlich Vergangenen liegt. So wird heute die reformatorische Bewegung, die spätere pietistische, die frühere mystische in ihren großen Zeugnissen und Vertretern am Leben erhalten, und nicht zum wenigsten die Zeit, die als die wahrhaft klassische in religiöser Hinsicht empfunden wird, die messianische mit ihrem Vertreter, Jesus Christus. Weil von dorther ein geistliches Ahnenverhältnis besteht, wird die erste Jüngerschar samt ihrem Meister und alle seine Vorläufer bis zu den mythischen Gestalten der Patriarchen in unsere Gemeinschaft hineingezogen, und insonderheit Christus gilt wie ehedem als der König, d. h. als der die Gesamtheit in sich zusammenfassende und darstellende. — „Der Herr ist der Geist". Wie einst der Apostel Paulus im zweiten Korintherbrief (3, 17) diese Gleichsetzung vornahm, so schwebt auch heute der christliche Gemeingeist als der Herr Christus, in seiner Gestalt, mitten unter uns, weil für ihn die trennende Gewalt der Zeit aufgehoben ist und die ganze Christenheit aller Zeiten nur e i n e heilige christliche Kirche bildet.

Wir besinnen uns, daß der religiöse Gemeingeist eine Verwandlung ins Jenseitige, Absolute erfuhr — eine Hypostasierung, wie die Gelehrten es nennen — und begreifen nun, daß derselbe Vorgang an Christus geschieht. Er ist Gott. Der Regressus des Gemeingeistes zum absoluten Geist ist in einem geschichtlichen Kleide vollzogen worden. Die Geistidee und die Christusidee sind eins.

In der dem menschlichen Verständnis leicht faßlichen Gestalt, d. h. als Christus, übt der Gemeingeist die stärksten Wirkungen aus; um mit Luther zu reden, er erlöst von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, unter denen der Mensch verloren und verdammt war.

Um solche Aussagen dem heutigen Verständnis näher zu bringen, erinnern wir uns, daß wir den heiligen Geist bei innerseelischen Konflikten entdeckten. Wo er auftritt, bildet er nur eine Partei des inneren Lebens, eine Richtung, die notwendig einen Gegensatz zu sich erweckt. Vor dem deutlichen Hervortreten des heiligen Geistes befand sich der Mensch in ungebrochener Einheit mit sich selbst, daher in Ruhe; nachdem er sich geltend gemacht hat, ist dieser Zustand mit Zwiespältigkeit und Unfrieden vertauscht. Wir möchten dem Zuge nach oben folgen, aber es hindert uns ein anderer Wille, ein Gegengeist, und hängt sich wie ein Bleigewicht an uns. Seit wir den heiligen Geist haben, wissen wir, was Sünde ist, nämlich Gegenwirkung zu ihm.

Die innere Gegensätzlichkeit macht unglücklich. Der Apostel Paulus seufzt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht" und weiter: „So ich aber tue, das ich nicht will, so tue ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt". Es ist kaum je die Not eines vom heiligen Geist und von der Sünde zerissenen Menschen so ergreifend geschildert worden wie im 7. Kapitel des Römerbriefes. Und solche Qualen erfährt Jeder, der den heiligen Geist empfing!

Wie erbärmlich kommen wir uns vor, daß wir trotz unserer Zugehörigkeit zur göttlichen Gemeinschaft uns zu Dingen verleiten lassen, in Gedanken und Handlungen einwilligen, die dem jenseitigen Streben stracks zuwider sind. Es sind auch nicht bloß einzelne Regungen, die sich dem heiligen Geist entgegensetzen, sondern die Sünden sind unter sich wie versponnen und verwoben. Eine Sünde kommt nie allein, sondern zieht eine zweite, eine dritte usw. hinter sich her. Aus Hochmut wird einer faul, durch die Faulheit lügnerisch, das Lügen macht ihn frech, und der Freche wird lieblos, bis schließlich keine Sünde mehr ist, die der Sünder nicht wie an einer Kette hinter sich her schleppt. Mit dieser Kette sind wir der Endlichkeit verhaftet, die doch gerade dann sich in ihrer ganzen Trostlosigkeit offenbart, wenn der auf das Jenseits gerichtete Geist uns das Gegenteil des Todes, das ewige Leben gezeigt hat. Die Zwiespältigkeit läßt schließlich ein beinahe symmetrisches Gegenbild zur Gemeinschaft des heiligen Geistes oder zum Reiche Christi erscheinen, eine Zusammenfassung aller Bösen und Gottfeindlichen, die auch einen Gemeingeist aufsteigen läßt, der dann vermöge eines Gegen-Regressus zum absoluten Bösen, zum Teufel, hypostasiert wird. Je kraftvoller der heilige Geist schafft, um so deutlicher werden die Gegenkräfte. Es ist ein Kampf Gottes und der Dämonen. Dem Dämonenreiche gegenüber sind wir ohnmächtig, wie angeschmiedete Sträflinge. Unsere Freiheit reicht so weit, als die Kette lang ist, keinen Schritt weiter. Und dabei zieht es uns mit heiliger Sehnsucht hinüber in das andere Reich!

Aus diesem Elend erlöst uns Christus „nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teueren Blute und seinem unschuldigen Leiden und Sterben." Eine gerade in unserer Zeit leidenschaftlich bekämpfte Lehre, die aber doch den Kern der Sache trifft.

Das stellvertretende Leiden besitzt tatsächlich erlösende Kraft. Wir wollen zur Bestätigung das praktische Leben heranziehen und ein Beispiel anführen. In einer höheren Schule ist während des Turnunterrichts das Klassenzimmer beschädigt worden. Der Übeltäter war ein Schüler, der sich heimlich aus der Turnhalle entfernt hatte und unbemerkt blieb. Bei Beginn der nächsten Stunde sieht der Lehrer den verübten Unfug, fragt, wer es gewesen sei, und wird bedeutet, daß kein Schüler der Klasse in Frage komme, weil sie alle beim Turnen waren. Aber der Lehrer traut nicht und stellt eine Untersuchung an, die mit Hilfe seiner Kollegen tagelang fortgesetzt wird, ohne zu einem Ergebnis zu führen. Der Sünder hat sich aufs Leugnen verlegt, und die Anderen wissen von nichts. Endlich lenkt sich der Verdacht auf einen Unschuldigen. Die Wahrscheinlichkeit verdichtet sich bis zum Indizienbeweis, und der Ärmste soll mit Schimpf und Schande von der Schule gejagt werden. Da steht am nächsten Morgen der Übeltäter vor dem Katheder und erklärt: ich bins gewesen. Das unschuldige, stellvertretende Leiden seines Kameraden hat ihn vom Trotz seiner Sünde erlöst, daß er ohne jeden äußeren Zwang Verachtung und Strafe auf sich nimmt, denn er ist innerlich fertig mit seiner Sünde, frei, er ist los von ihr.

Das ist keine Seltenheit, sondern das Leben wiederholt diesen Vorgang unzählige Male, und die Lehre vom stellvertretenden Leiden Christi hat Boden unter den

Füßen. Trotzdem dürfen wir ihre Schwierigkeiten nicht verkennen. Es liegen drei Bedenken vor.

Man fragt, ob eine Erlösung durch Christus notwendig sei, angesichts dessen, daß die Menschen sich gegenseitig erlösen können, wie obige und andere Geschichten lehren. Nun aber ist zu beachten, daß wir von Menschen nur zu einem Teile erlöst werden können, weil sie selbst nur im Hinblick auf bestimmte einzelne Sünden unschuldig sind und stellvertretend leiden können. Jener Schüler konnte nur von der einen genannten Sünde und Verstockung durch seinen unschuldigen Kameraden befreit werden, weil dieser gerade in dieser Hinsicht unschuldig war und stellvertretend leiden konnte, sonst nicht. Es kann durch gegenseitige Erlösung eine Erleichterung des Sündendruckes und eine Besserung des Lebensstandes herbeigeführt werden, aber dem in seinem Kerne sündenkranken Menschen ist nicht geholfen. Nur durch eine Vollerlösung kann das geschehen, die aber nur von einem ganz unschuldigen Leidtragenden vollbracht wird. Der ist Christus — nicht der geschichtliche Jesus, dessen Sündenreinheit nicht nachweisbar ist wegen der unzureichenden Nachrichten und, weil man überhaupt Niemanden ins Herz sehen kann — aber der mit dem christlichen Gemeindegeist zusammenfallende. Er ist der Inbegriff aller Reinheit und Heiligkeit.

Durch ihn erst wird die Erlösung möglich. Denn es kann zweitens mit Recht bezweifelt werden, ob ein Mensch vor bald zweitausend Jahren erlösen kann, was heute in der Macht der Sünde gebunden ist, denn eine Stellvertretung ist nur denkbar, wenn die Sünde dem Leiden vorausgeht. Die Erlösung geschieht heute, und der unschuldig Leidende ist der Gemeingeist — Christus, den wir jedesmal verraten, schlagen, töten, wenn wir sündigen, ähnlich wie ein Ehegatte den Gemeingeist seiner Familie tötet, wenn er untreu wird. Der Sünder setzt sich außerhalb der heiligen Gemeinschaft, vollzieht also die Kreuzigung des Geistes dieser Gemeinschaft, wie es im Passionslied heißt: „Ach, meine Sünden haben dich geschlagen". Das ist der Sinn des Wortes: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt", und der alte Prophet, von dem Jesaja 53 stammt, hat genau denselben Vorgang im Auge, wenn er schreibt: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen".

Das stellvertretende Leiden und Sterben Christi ist demnach keine geschichtliche, sondern eine ewige Heilstatsache, weil immer und überall dem christlichen Gemeingeist, also dem ewigen Christus, Schaden, Schmach, Tod zugefügt wird durch die Sünde. Das geschichtliche Ereignis der Kreuzigung Jesu auf Golgatha hat aber insofern Bedeutung gewonnen, als in ihr wie in einem Sinnbild die ewige Tatsache vom Frommen geschaut wird. Wer im Glauben gewiß werden will, muß auf Erfahrung dringen. Daß Jesus mich vor so langer Zeit erlöst hat, ist eine durch nichts bewiesene Behauptung: um so nachhaltiger verspüre ich, daß der Geist-Christus im ewigen Heute das vollbringt. Allerdings handelt sichs beim Erlösungsglauben nicht nur um Erfahrung, sondern die Erfahrung wird durch den Regressus in ihrer letzten Ursache als eine jenseitige Tat Gottes erfaßt. Das ist der ewige Ratschluß der Erlösung. Mit der Einführung von „geschichtlichen Heilstatsachen" in die christliche Lehre wird nur der psychologische Prozeß der Vergewisserung verwirrt und der Zweifel herausgefordert. Etwas ganz Anderes ist die naive Gleichsetzung von Sache und Bild, die der Christ im Glauben vollziehen muß. Bei ihm hat sich — natürlich unbewußt — jener Prozeß erledigt, er braucht nicht über die Entstehung seiner Gewißheit zu grübeln, sondern kann sich der Führung des heiligen Geistes überlassen. Auch in der religiösen Feier ist jene Gleichsetzung das Natürliche, Selbstverständliche. Wir müssen aber endlich lernen, die Glaubensübung von der Glaubenslehre zu unterscheiden. Diese muß notwendig im Lernenden die Erkenntnis aufbauen, also psychologisch verfahren.

Das schwerste, dritte Bedenken aber knüpft sich an die Frage, ob die Erlösung wirklich vollzogen wird. Das Leben verläuft in einem beständigen Auf und Ab, und allem Glauben zum Trotz bleibt der Christ ein Sünder bis an sein Ende. Daß eine Verminderung der Sünde eintritt, tut nichts zur Sache, obendrein läßt sich eine solche nie feststellen, weil jeder Maßstab fehlt. Ist der Fuchs mit einem Bein in der Falle, so hilft es ihm nicht, daß er mit drei Beinen frei ist, er ist ganz verloren. Es ist eine schmerzliche Tatsache, daß der innere Stand des Christen, seit er sich dem Glauben bewußt zukehrte, nicht wesentlich verändert wurde. Wo bleibt die Erlösung?

Wir erinnern uns an die durch den heiligen Geist entstandene Zwiespältigkeit des Inneren, die durch den Doppel-Regressus zum Himmel und zur Hölle, zu Gott und zum Teufel den höchsten Grad erreichte. Der Mensch ist wirklich elend, der zwischen diesen jenseitigen Mächten hin- und hergezogen wird. Rettung kann ihm nur werden, wenn nicht mehr zwei entgegenstehende jenseitige Wesen, sondern nur eins, das göttliche, ihm vorschwebt. Darin besteht nun die Erlösung, daß der Anfangs vom bösen Geist gekreuzigte Christusgeist aufersteht und den negativen, teuflischen Regressus auslöscht, so daß nur ein Jenseitsstern leuchtet, und Gott Ein und Alles ist. — Also die tatsächlichen Sünden und der erfahrbare gegengöttliche Geist hören nicht auf. Unser Leben bleibt bis ans Ende ein Kampf, aber alle Sündhaftigkeit hat nur noch irdische Bedeutung, stört nicht mehr, daß wir uns mit Gott vereinen. Die Sünden sind vergeben, für unsere jenseitige Beziehung unwirksam gemacht. Der Satan ist unter unsere Füße getreten. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Seitdem Gott als einzige Jenseitsgröße über der Wüste und Not des Lebens schwebt, weiß der Christ sich der Seligkeit teilhaftig und lebt nur scheinbar auf der Erde, in Wahrheit freut er sich des jenseitigen, himmlischen Bürgerrechts. Auch der leibliche Tod kann ihn nicht schrecken, weil durch ihn die irdische Zwiespältigkeit beseitigt und die göttliche Eindeutigkeit seines Wesens vollendet wird.

Indem sich uns so der Glaube an Jesus Christus aus dem Geist der christlichen Gemeinde aufbaut, verstehen wir die Kämpfe, die um Christi Person und Wesen in der Christenheit durchgekämpft worden sind. Von den Zeiten an, in denen die Schriften des Neuen Testamentes entstanden, finden wir bei den Christen die Doppelaussage: er ist Gott, und er ist Mensch. Beides ist aber für den Denkenden unvereinbar. Wenn Christus Gott ist, so kann er nicht Mensch sein, weil Eins das Andere ausschließt. Ein Mensch ist in Allem begrenzt, beschränkt, Gott ist in Allem ohne Grenze und Schranke, daher ist es widersinnig, von einem Wesen beides zu behaupten, und tatsächlich begleitet der Widerspruch gegen die Lehre der Gottmenschheit wie ein Schatten die Christenheit auf ihrem Gang durch die Jahrhunderte.

In alter Zeit gab man lieber die Menschheit preis und erklärte alles Menschliche an Jesus für Schein, für eine aufgeklebte Etikette. Allein dagegen hat sich das christliche Empfinden immer gesträubt, weil dabei die Erlösung verloren ging. Ein Scheinleiden und Scheinsterben kann nicht stellvertretend sein, kann daher auch nur zum Schein erlösen. Man war sich der wirklichen Erlösung bewußt und lehnte eine Aussage ab, die zwar höchste Ehrung Christi enthielt, aber der innersten Erfahrung nicht entsprach.

Die neuere Zeit mit dem stärkeren Bewußtsein der Kraft und Würde des Menschentums ist eher geneigt, an Jesus Christus nur Menschliches zu sehen, aber in seiner denkbar höchsten Entfaltung. Er soll die reinste Ausprägung tugendhafter Gesinnung und religiöser Innig-

keit und damit der geborene Führer der Menschheit zu ihren geistigen Zielen sein. Und doch fehlt an diesem Bilde ein Zug, auf den es dem Christen vor allem ankommt, nämlich daß Christus wirklich stellvertretend auch für uns Nachgeborene leidet, also etwas Gegenwärtiges hingibt, um unsers Unrechtes willen. Ein geschichtlicher Mensch, auch der reinste und frömmste, kann das nicht leisten, und doch liegt die Erfahrung vor, daß durch Christus eine Befreiung des Gemütes von aller Endlichkeit eingetreten ist. Also ist in dieser Gestalt die Menschheit erweitert ins Göttliche, läßt sich nicht mehr in die Zeit fassen, steht als verklärte Größe vor dem Erlösten.

Hier wird an einem Beispiel klar, was auch sonst immer wieder zu Tage tritt, daß der christliche und überhaupt jeder religiöse Glaube dem Verstande im letzten Grunde unzugänglich bleibt. Er sieht überall Widersprüche, wo der Glaube Wirklichkeiten erlebt. Wer es unternimmt, den Glauben zu vergewissern, darf das nicht verschweigen, sondern muß die Quelle aller Zweifel aufdecken. Das Einzige, das wir mit unserem Verstande im Dienste des Glaubens ausrichten können, ist das hier Versuchte, nämlich der Nachweis, wie der Glaube zu Stande kommt. Damit schaltet der Verstand sich selber an der Stelle aus, wo das erlebte Geheimnis anfängt.

Der Christusglaube ist ein geistiges Anschauen Christi im frommen Herzen. Es sieht an ihm Eigenschaften der Gottheit, nämlich Allmacht, Ewigkeit. Heiligkeit, und Eigenschaften der Menschheit, Demut, Gehorsam, Leidensfähigkeit; und völlig naiv bekennt es sich mit Luther: Wahrhaftiger Gott *und auch* wahrhaftiger Mensch.

Hierbei verzichtet der Verstand nicht auf seine Rechte, denn er hat kein anderes Recht, als Tatsachen festzustellen. Tatsache ist, daß der heilige Geist dem Gläubigen sich selber als Christus schauen läßt, und zwar in seinem irdischen Ausgang und seiner himmlischen Vollendung zugleich — beides in einem menschlich-göttlichen Wesen.

Der Verstand weiß auch, daß durch Betätigung der Religion gesundes Menschentum zustande kommt, das nach innen ruhig, nach außen fest seine Kräfte im Dienste des höchsten Lebenstriebes zusammenfaßt. Unternimmt der Verstand dennoch, ein Gebilde wie den gottmenschlichen Christus zu zerstören, so verläßt er die ihm durch die Natur zugewiesene Funktion. Er soll dem Menschen die Wege durchs Leben bauen, soll ihn zum Aufstieg befähigen, darf aber nicht den höchsten Trieb, den über das Menschentum hinausgehenden, ersticken.

Der christliche Gemeingeist, wie er selber menschlich erfahrbar und durch den Regressus übermenschlich jenseits seinem Wesen und seiner Idee nach ist, läßt sich nicht von der Gleichsetzung seiner selbst mit dem gottmenschlichen Christus abbringen und liest sich selber in die Gestalt Jesu hinein. Er kennt nicht die Seelenanatomie, durch die wir seine Entstehung erkunden wollen, aber er lebt, und das ist mehr als Erkennen.

An dieser Stelle ist wohl angezeigt, über die *Sakramente* zu reden, als über Mittel, deren sich der religiöse Gemeinschaftsgeist bedient, um seinen Bestand in den einzelnen Christen zu sichern. Die Gemeinschaft des Glaubens ist eine geistige im Unterschied zu den geistig-leiblichen der Familie, des Stammes, des Staates. Zwar organisiert sich die Kirche zu Bekenntnisgemeinschaften, Orts-, Landeskirchen und dergleichen, widerspricht aber damit ihrem innersten Wesen, denn sie ist nur dort vorhanden, wo der heilige Geist ist, kann also nicht gesehen werden, ist nur dem Glauben wahrnehmbar. Der Rechtsgelehrte *Rudolf Sohm* hat im Anschluß an Luther dieses eigentümliche Wesen der christlichen Kirche aufs klarste herausgestellt.

Demnach braucht die eigentliche christliche Kirche, um sich zusammenzuhalten, nichts als das *Wort*, das die Verbindung von Seele zu Seele herstellt, aber *nur* das Wort, das aus dem Glauben kommt, das also nach dieser seiner Herkunft durch kein äußeres Merkmal festgestellt werden kann.

Nun braucht aber die Mitteilung nicht notwendig nur auf dem Wege des gesprochenen Wortes zu erfolgen. Es gibt noch andere äußere Mittel, die als Signale der Verständigung dienen, z. B. das Bild, die Handlung. Der Eindruck wird unter Umständen erhöht, die Aufmerksamkeit stärker in Anspruch genommen, wenn Etwas nicht nur gesagt, sondern handgreiflich vorgenommen wird. Die Propheten des Alten Testamentes, voran Jeremias, verwenden gern zur Unterstützung ihrer Botschaft bildliche Handlungen, und auch heute merkt der Zuhörer im Gottesdienst ganz besonders auf, wenn der Prediger wie einst Jesus in Bildern und Gleichnissen das Evangelium verkündet. An sich kann nun eine Unzahl von Bildern und Handlungen diesem Zwecke dienen, aber zur Mitteilung derselben Sache bedarf es desselben Bildes; nur so wird es gelingen, der Allgemeinheit kundzugeben, worauf es ankommt.

Weil nun die christliche Gemeinschaft nicht nur die umschließt, die an irgend einem Orte zu ihr gehören, sondern alle Vorfahren im Glauben, so geben sich die ältesten Zeichen als die besten, und unsere Sakramente, Taufe und Abendmahl, haben vor sonstigen, z. B. vor denen, die die katholische Kirche verwendet, den Vorzug, daß ausdrücklich im Neuen Testament ihre Einsetzung berichtet wird.

Daraus scheint sich der bloß sinnbildliche Charakter der Sakramente zu ergeben. Für den denkenden Verstand gewiß, nicht für den anschauenden Glauben, der die Worte, Bilder, Handlungen naiv mit dem in Eins stellt, was sie enthalten, mit dem heiligen Geist oder Christus. Für den Glauben schließt die Taufe real, wahrhaftig in die göttliche Gemeinschaft ein, und die Abendmahlsgemeinde nimmt real, wahrhaftig Christus in sich auf. Nicht etwa „bloß" geistig, denn, die Scheidung von Leib und Geist ist verstandesmäßig, wissenschaftlich; aber die Gläubigen machen den Unterschied nicht, sondern wissen sich als ganze Menschen, mit Leib und Geist, eins mit dem ganzen Christus, dessen Leibes Glieder sie sind.

In Taufe und Abendmahl wird im Grunde Ein-und-dasselbe mitgeteilt, nämlich die Gemeinschaft, im einen um den Anfang, im andern um die Dauer der Gemeinschaft zum Bewußtsein zu bringen. Die Gemeinschaft kann auch ohne sie geschehen, ein Glaubender ist auch ungetauft ein Christ; aber der Gemeingeist drängt zur Selbstdarstellung in sichtbaren Zeichen, und es deutet auf eine Ermattung des Gemeingeistes, daß gegenwärtig die Christen kein starkes Verlangen nach solchen Zeichen verspüren.

Der vorgeführten Auffassung scheint es nicht zu entsprechen, daß man Kinder im unmündigen Alter tauft, weil das Zeichen im Glauben erfaßt werden muß als der reale Eintritt der Gemeinschaft. Aber der Glaube erfährt die Gemeinschaft als ein Werk Gottes. Handelte es sich nicht um eine Gemeinschaft, sondern um eine Gesellschaft, so müßte bis zur Großjährigkeit, d. h. bis zur bewußten Zustimmung und Übernahme der Vertragsbestimmungen gewartet werden. In eine Gemeinschaft wird man hineingeboren, oder man wächst in sie hinein, Kraft eines mehr oder weniger unbewußten Triebes. Die christlichen Eltern, die ihr Kind taufen lassen, handeln in der Gewißheit, daß Gott das Kind auch zur inneren Gemeinschaft mit ihnen und mit sich selbst berufen hat, wie er es in die natürliche Gemeinschaft der Familie stellte. Sie taufen es, sie „zeichnen" es, wie die Hausfrau ihre Wäsche, damit die Stücke allezeit ihr eigen bleiben. Das Taufenlassen ist ein Akt des Glaubens, mag er noch so sehr sich unter stumpfe Gewohnheit verstecken, eine Gewißheit, daß das Kind Gott angehört.

Beim Abendmahl tritt, weil nur von einer bewußten Teilnahme die Rede sein kann, eine der Gemeinschaft zuwiderlaufende, eine ausschließende Gedankenreihe in Erscheinung, nämlich für den Fall des unwürdigen Genusses, d. h. wenn trotz des äußeren Mitfeierns innerlich die Gemeinschaft abgelehnt oder gar verhöhnt wird. Es wird sich in diesem Falle schwer aufhalten lassen, daß der Glaubende eine Art negativen Regressus vollzieht und den, der unwürdig ißt und trinkt, als dem Gericht verfallen ansieht. Auch dieses Verdammensurteil möchte von der Kraft des Gemeingeistes wieder aufgehoben werden, wie schließlich jeder negative Regressus vom positiven verschlungen werden soll, aber zunächst ist ein Ärgernis gegeben, das Glück der christlichen Gemeinschaft gestört und das Gemeinschafts- in das Ausschließungsgefühl umgewandelt.

Thekla Georg Liebster †

Diskussion des Krieges

7. Hinter der Front

Ich sprach schon anderenorts von der inneren Trennung, die zwischen dem Frontsoldaten und der Heimat eingetreten war. Die Unvorstellbarkeit des Schützengrabenlebens machte es dem Menschen in der Heimat unmöglich, den Gefühlen des Frontsoldaten entgegenzukommen. Die Größe des Erlebens vorne in engster Berührung mit dem Tod in dem „Irrsinn des Schützengrabens" (Kriegsbriefe), die Überspanntheit der Nerven machte den Soldaten die bedauerliche Liebe der Seinen beinahe unerträglich, große Reden heimatlicher Helden direkt verhaßt.

Viel größer aber als zwischen Front und Heimat war der innere Abstand zwischen Front und Etappe. Sehr begreiflicher Weise war es für den Frontsoldaten einfach grotesk, die militärischen Albernheiten der Etappe mitzumachen, wenn Vorgesetzte aus diesem ruhigen Leben sich berufen fühlten, ihn, den Soldaten von vorne, mit prinzipieller Disziplin zu quälen und ihn anzuschnauzen. Wenn man, absehend von der satirischen Übertreibung, vom Leben in der Etappe im „Soldaten Schwejk" liest, so kann man die Wut der Frontsoldaten begreifen. 1918 hat es jeden Mann aus der vorderen Linie in maßlose Wut versetzt, wenn die verfaulten „Etappenschweine" ihm von Revolution vorredeten. Das wesentliche Buch über die Etappe fehlt in der Kriegsliteratur; Erwin Piscator, Regisseur des Liller Fronttheaters, könnte es — vorausgesetzt, daß er die revolutionäre Tendenz nicht zur Grundlage macht — schreiben. Die rührend romantischen Erlebnisse des „Soldat Suhren" (G. v. der Vring) in der Etappe, bevor er an die Front rückt, sind kaum von dokumentarischer Bedeutung. Besonders charakteristisch ist, daß alle Schilderer des Frontlebens die Etappe mit Schweigen übergehen, weil ihnen diese Station ebenso uninteressant wie verhaßt war. Zweig's Darstellung des Etappenlebens ist nicht maßgebend, weil sie es kaum ernsthaft beleuchtet, zumal es sich ja für Zweig um andere Dinge, z. B. um den Organismus der großen Tretmühle „Krieg" handelt. Ringelnatz schließlich, gleich sachlich wie Renn, offenbart aus dem erzwungenen Etappenleben der Küstenbewachung das eine große Leiden: Langeweile. Der Stumpfsinn dieses Lebens drängt selbst einen Menschen wie Ringelnatz zu irgend einer Aktivität, um die er verzweifelt kämpft. So wichtig dieses Buch an sich für die Beurteilung der Marine und ihrer Entwicklung zu den Trägern der Revolution hin ist, so ist es doch für das Etappenleben hinter der Front ganz unmaßgeblich, da es für diese Etappe keine Front gab.

Die Heimat ist für jeden Soldaten der ersehnte Ruhepunkt gewesen. Trotz jener inneren Trennung. Er hat die Heimat nicht mehr begriffen, weil die Heimat ihn nicht mehr begreifen konnte. Man muß sich überlegen, auf Grund welcher Mechanik die Heimat so gänzlich verständnislos wurde. Die Kriegsbegeisterung 1914 war allgemein. Jeder glaubte an die gute Sache. Frauen ließen ihre Männer, Eltern ihre Söhne, ohne die Gefahr des Getötetwerdens, d. h. des Verlustes, sich ernstlich vorzustellen, in den Krieg ziehen. Siegesgewißheit verdunkelte Allen den Blick. Die Presse, die vornehmlich die Stimmung in der Heimat beeinflußt, verstand es großartig, diese Siegesgewißheit, diesen Glauben an die gute Sache aufrecht zu erhalten, Tod und Unglück mit Ehre und Heldentum zu übertünchen. Wie viele Eltern und Frauen haben den Tod ihrer Angehörigen als ehrenvolle Notwendigkeit verschmerzt.

Dieses Faktum bringt Binding zu folgender harter Kritik:

Kein Wahn, sondern Blöde beherrscht das, was vom menschlichen Geist vor zwei Jahren noch übrig ist. Mit Wahn kann man Mitleid haben; mit generationsweise gezüchteter Blödigkeit, die immer zugleich Dünkel einschließt, hat man keines. Was ist denn so groß an Völkern, die nicht aus noch ein wissen?

Hierfür ist Gläsers „Jahrgang 1902" Beweis. Er zeigt die absurde Kriegsbegeisterung an der Gefühlsverwirrung aller in der Heimat Gebliebenen, an den kindlichen Spielen seiner Kameraden. Wie lange hat es gedauert, bis die Heimat den Ernst des Krieges begriff? Wie viele unzählige Opfer waren notwendig, ehe man den Glauben an die gute Sache verlor? So hat man das Recht, hier von einer Psychose zu reden, weil eine Aufklärung, eine kalte Überlegung Zweifel hätten erstehen lassen können. Wie aber sollten Zweifel entstehen, wenn dem Vaterland in tiefstem Ernst Worte suggeriert werden, wie die folgenden, die Dr. Fried anläßlich des Wilsonschen Vermittlungsvorschlags der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" entnimmt:

Deutschland denkt im gegenwärtigen Augenblick gar nicht daran, irgendwelche Friedensangebote zu machen ... Deutschland verfolgt nur das eine Ziel, den ruchlos heraufbeschworenen Krieg ehrenvoll bis zum Ende durchzufechten!

Hierzu bemerkt Fried: „Bis zum Ende! Schließlich ist ja das Ende immer dort, wo man aufhört Krieg zu führen."

In dieser Psychose gab es wenig Menschen, wie jenen Oberkellner, den Leonhard Frank in „Der Mensch ist gut" schildert, dem die innere Verlogenheit der Begriffe Ehre und Heldentum am Verluste des einzig auf Erden geliebten Sohnes offenbar wird und der unter dieser Erkenntnis zusammenbricht — Menschen wie jenen Offizier, von dem Latzko („Menschen im Kriege") erzählt, wie er durch den Tod eines Kameraden, den seine Frau mit Freuden hat in den Krieg ziehen lassen, um einen „Helden" zu haben, wahnsinnig wird, weil er die innere Barbarei der Frauen nicht begreift, die ihre Männer in den Krieg ziehen ließen. Die geistige Umnebelung der Heimat war so vollkommen, daß jene Begriffe Ehre und Heldentum nicht bis zur Nacktheit entkleidet werden konnten. Selbst der Aufschrei eines jungen Menschen (Kriegsbriefe) „Eins sage ich Euch immer wieder: Ihr in der Heimat vergeßt nie, wie gräßlich der Krieg ist. Betet ohne Unterlaß. Macht Ernst. Laßt alles Oberflächliche. Haut sie hinaus aus Theater und Konzert, die lachen und witzeln, indes ihre Kämpfer und Schützen leiden und bluten und sterben" — selbst dieser Aufschrei, der bestimmt nicht allein ertönte von vorn aus dem Schützengraben, hat nichts gegen die allgemeine Kriegs- und Siegesbegeisterung in der Heimat vermocht.

Ein paar Kameraden von Barbusse kommen in die Stadt, gehen in Restaurants und Cafes, werden wie Urwaldtiere angestarrt; dumme Fragen werden gestellt, Redensarten werden verzapft, Heimatheldentum wird erwiesen: Da platzen die Soldaten vor Wut:

Kamele sind's, dreckige Kamele, die Nase haben sie uns vollspucken wollen, aber bei mir hat's nicht gezogen! Wenn ich sie wieder antreffe, werd' ichs ihnen schon sagen.

„Was die uns nicht alles weißgemacht haben mit ihrem Kauderwelsch, die Rotzkerle!" knurrt Tirette mit einem Groll, der sich

Luft macht und anschwillt, je deutlicher die Kameraden wieder ihre Zusammengehörigkeit fühlen.

„Nein" sagt plötzlich Volpatte mit einer seltsamen Klarheit: „es hat nicht nur ein Land, es ist nicht wahr; es hat zwei; ich sage euch, wir sind getrennt in zwei fremde Länder; dort vorn, weit vorn das eine, wo es zuviel Unglück hat, und hier, das hintere Land, wo es zu viel Glückliche hat. In acht Tagen sind wir vielleicht verreckt.

Ähnlich ergeht es Remarque; der verbittert und schweigsam seinen Urlaub verlebt und glücklich ist, zu seiner Kompagnie zurückzukehren. So geht es Renn, der wenige Worte über seinen Urlaub spricht, die jedoch in ihrer ganzen Sachlichkeit die Abgrundtiefe zwischen Front und Heimat zeigen.

Aber auch hinter der Front gibt es Felder „des Heldenmutes und der Ehre", diejenigen, die am wenigsten genannt, oft aber Schauplätze der größten Leiden waren. Da gibt es ein Buch: „Prisonnier Halm" von Wilke. Dieser Halm sucht im starken Glauben an Deutschlands kriegerische Konservativität die Leiden im französischen Gefangenenlager heldenmütig zu ertragen, macht einem aber durch eine politische Tünche das Wahre zu erkennen schwer. Anders Edwin Erich Dwingers „Armee hinter Stacheldraht"; Dwinger schildert zwar literarisch gänzlich ungekonnt, aber durch Tatsächlichkeit sehr eindringlich die Gräßlichkeit eines sibirischen Gefangenlagers, Trotzkoje, in dem durch Seuche täglich 350 Leute von den 40 000 Eingesperrten sterben; schildert das zermürbende Elend, Hunger und Durst, entsetzliche Kälte; schildert die an Wahnsinn grenzende Überreiztheit Gefangener in einem anderen Lager. Hier war Krieg. Ohne Taten zwar, aber endgültig durch die Parallelität des Leidens dem Krieg an der Front in nichts nachstehend.

Von jenem Buch des Drückebergers „Ginster" will ich an anderer Stelle sprechen, da dieser den Krieg zwar von der Heimat, aber von der hohen Warte eines ironischen Zuschauers aus betrachtet, mit einer geradezu bösartigen Seelenruhe.

8. Gott mit uns

Der Soldat dachte vorne an der Front zunächst nur an das Nächstliegende, wie auch Binding sagt. So war Heimat für ihn von zweitrangiger Bedeutung, genauso wie, ich will nicht sagen der Glaube, jedenfalls aber die Kirche. Die Kirche und ihre Vertreter waren für den Frontsoldaten etwas durchaus innerlich Fremdes, wenn nicht sogar Befremdendes. Der Glaube war für den Soldaten eine problematische Angelegenheit. Mit dem Ruf „Gott mit uns" waren sie ausgezogen, Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen, Italiener. Mit Allen sollte Gott sein. Mit Keinem war Gott. Gott hatte also wohl mit dem Kriege selbst wenig zu tun. Denn: hatte er ihn gewollt? Das ließ sich, schon nach kurzen Erfahrungen nicht annehmen, da er ja nicht nur Feinde sterben ließ, sondern auch die eigenen Kameraden. Warum verhütet Gott der Allmächtige den Krieg dann nicht? Weil er Schicksalsnotwendigkeit ist? Es ist für den einfachen Soldaten unglaubbar, daß es mit Gott verknüpfte Schicksalsnotwendigkeit sei, daß er im Schützengraben stirbt, während die am Kriege Schuldigen am Leben und gar im Genusse aller Güter bleiben. So gibt es für den einfachen Soldaten nur zwei Lösungen: Entweder er glaubt nicht an Gott, oder er trennt den Krieg von Gott gänzlich, von dem Gott, den man liebt, in dessen Glauben man stirbt, der einem Trost spendet. Jeder Soldat, der einmal an Gott zu zweifeln begann, wurde durch die Worte der meisten Vertreter der Kirche nur unterstützt. Denn wie kann es einem Soldaten, auf den der Tod lauert, der Übermenschliches leidet, der seine Kameraden fallen sieht, einleuchten, daß ein solches Geschehen Gott wohlgefällig sein könne, wie so viele Feldpastoren predigten. Man würde bei dieser Betrachtung ad absurdum kommen und heute kaum eher eine Antwort finden, als der Soldat im Schützengraben. Nur ein fatalistischer Landsknechtsglaube, der Gottes Existenz anerkennt, ohne nach seiner Einstellung zum Kriege zu fragen, ist in der Lage, gegen diese zersetzende Frage des einfachen, im Grunde gläubigen Menschen standzuhalten. Ich will statt weiterer Erklärungen zitieren. Barbusse:

Ein junger Mann, der in der Mitte (des Verbandplatzes) sitzt, spricht ganz allein für sich. Er sagt, er sei Flieger. An der einen Körperseite und am Gesicht hat er Brandwunden. Im Fieber brennt er weiter und ihm ist, als bissen ihn noch die scharfen Flammen, die aus dem Motor schlagen. Er murmelt deutsch: Gott mit uns! und dann: Dieu est avec nous! ... „Ich habe Dinge gesehen ... die Messepriester dämpften ihre Stimmen so gut sie konnten ... von oben am Himmel sieht man nicht sehr viel, wißt Ihr ... Sonntagmorgen flog ich über die Feuerlinie ... plötzlich unterscheide ich bei den Deutschen und bei uns, in diesen Parallelen, die sich scheinbar berühren, ein gleiches Gedränge auf beiden Seiten: In der Mitte eine Masse, ein beseelter Kern und um diesen herum schwarze Sandkörner auf grauen Sand verstreut. Das alles bewegte sich kaum; es sah nicht nach Alarm aus! Dann bin ich ein paar Kehren runter, um den Vorgang zu verstehen. Und ich habs verstanden: Es war ein Sonntag, und es wurden gerade zwei Messen unter meinen Augen abgehalten. Der Altar, der Priester und die Kriegerherde drum herum. Je tiefer ich flog, desto deutlicher sah ich, daß beide Truppen gleich waren, so genau gleich, daß es an Blödsinn grenzte. Die eine Zeremonie war das Spiegelbild der anderen, und umgekehrt. Es war mir, als ob ich doppelt sähe. Dann bin ich noch tiefer hinunter; angeschossen wurde ich nicht: Warum? weiß ich nicht. Dann habe ich was gehört. Ein Murmeln habe ich vernommen, ein einziges. Als einziges Gebet stieg es auf, wie ineinander geschmolzen, das Geräusch eines einzigen Liedes flog an mir vorbei zum Himmel. Ich ging und kehrte in der Luft, um diese verschwommene Vermengung zweier Lieder zu vernehmen, die gegeneinander gerichtet waren und sich doch mischten — und jemehr sie einander überholen wollten, desto inniger verschlangen sie sich in den Höhen des Himmels, in denen ich hing. Im Augenblick aber, als ich in sehr geringer Höhe flog und das zweifache Erdengejammer hörte, wobei sie auf der einen Seite Gott mit uns! schrien und auf der andern Seite Dieu est avec nous, da habe ich Schrapnells erwischt und bin fortgeflogen." Wie besessen war er noch vom Eindruck seiner Erinnerungen. „In dem Augenblick habe ich mir gesagt: Bist verrückt! ... stellt Euch den Schwindel vor! Seht Ihr die beiden identischen Gruppen, die identisches Zeug wollen, was doch gegeneinander gerichtet ist. Diese feindlichen Ausrufe, die doch dieselbe Form haben. Was sagt denn der liebe Gott eigentlich dazu? Ich weiß schon, er weiß Alles; aber wenn er auch allwissend ist, in dem Fall wird er auch nicht wissen, was er anstellen soll. ... Was denkt eigentlich, an was denkt denn dieser Gott; läßt einfach die ganze Welt glauben, daß ers mit Allen hält? Warum läßt er uns Alle, Alle nebeneinander wie's tolle Vieh brüllen: Gott ist mit uns!? Nein, bewahre, Ihr irrt Euch, Gott ist nicht mit uns." — „Ich" sagte dann eine Schmerzensstimme, „ich glaube nicht an Gott. Ich weiß, daß er nicht existiert — wegen der Schmerzen. Sie können uns lang ihre Sprüche herleiern, und alle Worte hineinschmuggeln, die sie finden und erfinden: all diese Schmerzen, die unschuldigen, die kämen von einem vollkommenen Gott? Das ist nur ein verdammtes Hirngespinst." — „Ich" meinte ein anderer auf der Bank, „ich glaube nicht an Gott wegen der Kälte. Ich habe gesehen, wie Leute ganz allmählich zu Leichen wurden, nur durch die Kälte. Gäb's einen gütigen Gott, so gäb' es keine Kälte; da hilft alles Reden nichts." — „Wenn man an Gott glauben sollte, da dürfte es von allem, was existiert, nichts geben; und darum kannst du lange warten!" — Mehrere Krüppel schütteln gleichzeitig, ohne einander zu sehen, den Kopf als gemeinsames Zeichen der Verneinung. — „Recht habt ihr" schreit ein Anderer, „Recht habt ihr." — In diesem Menschenschutt, in diesem einsamen, zerstreuten und besiegten Siegern dämmert langsam eine Offenbarung. Es gibt Minuten, in der die Tragödie der Geschehnisse, da die Menschen nicht nur offen sind, sondern auch die Wahrheit aussprechen, und die Wahrheit leuchtet in ihnen und man sieht ihr ins Auge.

Renn:

An Gott dachte ich nicht. Höchstens sagte ich mir: Vielleicht gibt es ihn. Aber was wissen wir davon? Öfters war Gottesdienst in der Kirche von Chailly. Der Pfarrer predigte immer schwach. Er hatte drei oder vier Fragen, die er immer wieder aufstellte. Ich konnte sie alle nicht recht leiden. Aber bei einer geriet ich immer in Wut. Warum hat Gott den Krieg zugelassen? Einmal hörte ich genauer darauf, wie er die Frage lösen würde. Aber auf einmal war es zu Ende und ich hatte keine Antwort gehört, nur Worte. Wenn ich aus der Kirche kam, brauchte ich ein paar Stunden, um meine Erbitterung wieder loszuwerden.

Die nämliche Einstellung findet man bei allen anderen Schreibern. Ernst Gläser erzählt das Gleiche von der Heimat:

Auf der Kanzel stand der Pfarrer S. und pries in lauten und schönen Worten die Taten unserer Väter. Er nannte sie unsterb-

sich und Gott wohlgefällig. Wir sollten nicht kleingläubig sein, denn die Werke, die Gott mit unserem Volke vorhabe, erledigten sich nicht von heute auf morgen. Mir fiel wieder auf, daß er in allen Predigten nichts von Jesus sprach.

Aus anderer Perspektive scheinen teilweise die Kriegsbriefe geschrieben zu sein. Diese jungen, von hohem Idealismus erfüllten Studenten gehen gläubig und hoffnungsvoll in den Krieg, schreiben nach Hause von großen Empfindungen, erzählen von tiefen religiösen Erlebnissen. Die Dokumentarität dieser Briefe bedarf zweier Voraussetzungen. Erstens: es sind Briefe, also nicht unbedingte Bekenntnisse, sondern geschrieben im Gedanken an die Lesenden. Zweitens: sie enthalten Überlegungen und Gedanken, oft zur Selbstaufrichtung, die dem einfachen Soldaten, d. h. der großen Masse der Soldaten, fern liegen. Gerade hinsichtlich des Glaubens sind diese Voraussetzungen von Bedeutung. Denn, der geistig fundamentierte Glaube wird nicht so leicht über den Haufen geworfen wie jener einfache Glaube, der in Gott nur den allmächtigen, Gutes wollenden, Böses strafenden sieht, der an das Wort der Bibel glaubt, ohne eine geistige Basierung und Deutung zu besitzen, und der solchen unmittelbaren Fragen: Warum läßt Gott diesen Krieg, der so ungerecht ist, zu? nicht gewachsen ist. Demzufolge scheint für den einfachen Soldaten die einzig mögliche gläubige Betrachtung Gottes im Kriege die zu sein: ihn über das menschliche, höchst menschliche Tun des Krieges zu erheben und den Krieg als ein weder Gottgewolltes noch von Gott zu verhinderndes Werk zu betrachten, wie es jener Otto Hellmut Michels auch tut, einer der gescheitesten Briefschreiber unter den gefallenen Studenten: „Es ist ein beständiges Streben in mir, durch den verwirrenden Weltnebel hindurch das in sich ruhende Bild der Welt, daß heißt Gottes, zu sehen." *)

9. Soldat Idiot

Dies ist der Titel, den Babka dem Sergeanten Grischa verleiht. Die Fabel des Buches ist kurz folgende:

Sergeant Grischa, aus einem deutschen Gefangenenlager an der Ostfront ausgebrochen, fährt in einem Holztransport versteckt zwei Tage frontwärts, strolcht durch einen Urwald, in welchem er einer Horde russischer Flüchtlinge und deutscher Deserteure in die Hände fällt. Der Hauptmann dieser Wilderer ist eine vierundzwanzigjährige Frau, mit weißem Haar, und deshalb Babka, d. h. Mütterchen, genannt. Schöne Tage dort im Walde, in den Armen — endlich wieder — einer liebenden Frau, dieser Babka nämlich; ein zauberhaftes Kapitel des Romans. Da es aber eine andere Frau gibt, Grischas Frau nämlich und eine russische Heimat und ein kleines Kind, so will Grischa fort. Ein harter Kampf für Babka. Schließlich hilft sie ihm: er bekommt die Papiere eines toten Überläufers Bjuscheff zur Sicherung gegen ein erneutes Gefangensein. — Eine Bestimmung lautet: Überläufer, die sich nach einer bestimmten Zeit nicht stellen, sind als Spione zu behandeln und zu exekutieren. Grischa wandert wie ein Gespenst durch die Gegend, endlich wird er erwischt. Kurzer Prozeß: der Überläufer und Spion Bjuscheff wird zum Tode verurteilt. Jetzt wird der Pseudo-Bjuscheff wieder Grischa, der entlaufenen Gefangene, er wird identifiziert, konfrontiert: er ist Grischa; Grischa — Gefangener, nicht Bjuscheff — Überläufer. Höherer Befehl: Bjuscheff alias Grischa Prapotkin ist aus prinzipiellen Gründen — Exempel gegen Auflösungsbestrebungen — zu erschießen. Um den unschuldigen Grischa kämpfen: Gerichtsrat Posnanski, dessen Schreiber Bertin, Winfried, Oberleutnant und Adjutant, General v. Lychow, Divisionär. Der höhere Befehl aus prinzipiellen Gründen kommt von Generalmajor Schieffenzahn, allmächtigem Ob.-Ost, Organisator großen Stiles mit fragwürdigen menschlichen Qualitäten. Lychow und Schieffenzahn stehen sich im Gespräch gegenüber, scheinbar triumphiert Schieffenzahn, tatsächlich Lychow: denn Schieffenzahn will das Urteil telefonisch widerrufen. Ein Schneesturm hat die Drähte zerissen, — und für den ausgeschlafenen Schieffenzahn sind prinzipielle Gründe wieder wichtiger als menschliche. Die Exekution hat innerhalb vierundzwanzig Stunden stattzufinden. Zwei für Grischa inszenierte Fluchtversuche mißlingen. Urheber des einen Winfried, der Oberleutnant, des anderen Babka, die Grischa liebt und durch ihn Mutter ist. Während Grischa erschossen wird, liegt Babka in den Wehen einer Frühgeburt. Die anderen Kämpfer für Grischa brechen moralisch zusammen unter jenen prinzipiellen Gründen.

Ich sagte schon, daß dieses Buch eine Metaphysik des Krieges darstelle. Es hat nichts mit der Front zu tun; die einzigen Schüsse, die fallen, sind die, die Grischa ins Jenseits befördern. „Der Streit um den Sergeanten Grischa" leuchtet hinter die Kulissen des großen Dramas „Krieg". Es zeigt die Triebfedern, die den Krieg in Bewegung halten, es zeichnet die moralischen Gesetze im Krieg. Es ist die Gotteslästerung des Krieges. Grundlegend ist der anarchische Drang des Soldaten, Schluß zu machen mit einem Leben, das ihm aufgezwungen ist. Der Drang zur Heimat, zum Frei-, zum Menschsein. Die grausame Maßregelung des Soldaten, die grausame Maßregelung eines besetzten Landes: aus ihr folgt jene innere Auflehnung gegen den Krieg, unausgesprochen zwar, aber deutlich fühlbar. Diese Babka haßt den Krieg als eine höhere Macht, die aus ihr einen Mann gemacht hat, die ihr Leben ruiniert hat. Gott und die Welt wissen nicht mehr, was sie tun: „Weil Gott längst nichts mehr zu sagen hat, Soldat Idiot, weil der Teufel ihn in den Ziegenstall gesperrt hat mitsamt dem Sohne, und der Heilige Geist im Taubenschlag gurrt und auf ihren roten Polsterstühlen im Himmelsaal der Teufel seine dreckigen Soldatenstiefel hinlümmelt. Ging es ihm je so gut? Daß er heute alles zu sagen hat und Gott nichts, das merkt doch ein Blinder."

Dann jene Menschen Posnanski und Bertin, für die der Krieg ein gefräßiges Untier ist. Beide lehnen sich gegen die unmenschlichen Gebote des Krieges auf. Bertin — in Verwandtschaft mit Ginster — ist der Krieg etwas Unbegreifliches, höchst Hassenswertes. Diese beiden, Posnanski und Bertin, sind Träger des Verstandes, Grischa und der Tischler Täwje des Glaubens und des Schicksals, Lychow und Winfried des aufrichtigen Charakters. Ihnen allen steht gegenüber die Personifizierung dieses mechanisierten Krieges, Schieffenzahn. Lychow und Winfried Soldaten eines alten Stiles, gehören nicht in die bösartig harte Tretmühle Krieg, die keine Verwandtschaft mit vergangenen Kriegen hat; Schieffenzahn dagegen ist der Beherrscher dieses Krieges, selbst eine Maschine, ein Motor, ein Schrank mit geordneten Fächern. Das Fünkchen Menschlichkeit in ihm schlägt nur im Augenblick vollkommenster Übermüdung und Mürbigkeit ein paar kleine Stichflammen, wird sofort wieder erstickt, wenn die Maschine zu arbeiten beginnt. Von dieser Maschine sind Lychow und Winfried, Posnanski und Bertin und der kleine Tischler Täwje durch die Gefahr des Zerstampftwerdens ebenso bedroht, wie jetzt Grischa zerstampft wird: „aus prinzipiellen Gründen". Selbst wenn Grischa nicht erschossen würde, so wäre er zerstampft und ruiniert für sein Leben; aller Glaube, alle Lebenskraft ist aus ihm gesogen, so daß bei der Exekution eigentlich nur noch ein Körper, kein Mensch mehr erschossen wird. Täwje rettet sich mit israelitischem Verzicht und israelitischer Glaubenszähigkeit zum Transzendentalen: „Es steht ein Sinn hinter allem. Man muß ihn verstehen, wenn man richtig leben will. Ich werde in der Gemara suchen, er findet sich schon!" und „Warum soll es nicht um Wichtiges gehen?" Schließlich jene tiefsinnige Auslegung von Sodom und Gomorra. Alles endgültig Wichtige in diesem Buch wird

*) Vgl. Nr. 17 d. J.: „Die Gestalt des Feldgeistlichen in der neuesten Kriegsdichtung." D H

von Juden gesagt. So auch Posnanski und Bertin, Träger des Geistes, die den heroischen Größenwahn zersetzen: „Die Undankbarkeit der Menschen, merken Sie sichs, Bertin, hat polarsternsgleiche Beständigkeit, und wollten Sie vielleicht an der überlegenen Weisheit meiner Orakelsprüche in Ihrem zersetzenden Hirn Zweifel erheben, so erwägen Sie gefälligst, daß ich ungefähr zwölfmal so viel Gehalt beziehe wie Sie und infolgedessen zwölfmal mehr Recht habe." Die Gegenüberstellung der Typen, deren keine psychologischer Basierung entbehrt, expliziert die ganze Schwere der Gewichte, die hier gegeneinander ausgewogen werden: Mensch und Maschine, Menschlichkeit und Mechanismus der Disziplin. „Denn was bedeutete in solcher Zeit die Seele des Menschen?"

Ich will im Anschluß an dieses literarisch und psychologisch so wichtige Werk Arnold Zweigs ein paar Worte über ein anderes Buch sagen, das den Krieg als Hintergrund, nicht zentral behandelt und dennoch in diesem Zusammenhang wichtig ist: Die Geschichte des Drückebergers „Ginster", der bei aller ironischen Gleichgültigkeit gegenüber dem Krieg das historische Faktum Krieg mit dem weithorizontalen Blick des objektiven Außenstehenden behandelt. Literarisch gehört „Ginster" zu den beachtenswertesten Erscheinungen der vergangenen Jahre und ist eines der wenigen Werke einer spezialisierenden Ära, das sich über seine Erstlingszeit hinaus erhalten wird. Ginster ist ein Ironiker, sieht scharf alle Schwächen und zeichnet sie mit Spott. Wie schon gesagt, Ginster ist der „Chaplin des Krieges", der dessen Hintergründe in ihrer aufgedunsenen Grandiosität und Lächerlichkeit kennzeichnet. Menschen, die er gestaltet, sind von verblüffender Plastik, vollendet abgerundet in ihren Charakteren. Während „Swejk" selbst als „Blödian" mitten in dem ganzen Blödsinn des Etappenlebens steht, blickt Ginster als selbstständig denkender, kritischer Beobachter auf den Krieg herunter. Sein eigenes Leben ist ihm nicht von Wichtigkeit, bis auf den einen großen Grundsatz, daß er nichts mit dem Krieg zu tun haben will, und er verspottet den grotesken Unsinn jener geistigen Umnachtung der Kriegsbegeisterten und Siegesfreudigen, für die Binding Folgendes schreibt:

Und dennoch gibt es noch Kriegslüsterne. Aber das sind solche, die nichts vom Kriege wissen. Einen guten Rat geben diesen im Hinblick auf diejenigen Amerikaner, die zum Kriege hetzten, The Archives of Reason mit folgender Anweisung: Mache einen schulterhohen Graben in deinen Garten, lasse ihn halb voll Wasser laufen und krieche hinein. Alsdann verharre darin ein bis zwei Tage ohne Nahrung. Dazu bestelle dir einen Geisteskranken, der aus geeigneter Entfernung mit Revolvern und Maschinengewehren auf dich schießt. So hast du eine Veranstaltung, die dem Kriege völlig gleichkommt und deinem Lande sehr viel weniger Geld kostet! — Besonders der bestellte Geisteskranke ist sehr schön.

10. Der Frieden

Die Erkenntnis der gänzlichen Negativität dieses letzten Krieges kann einen dazu verleiten in das Hohelied des Pazifismus einzustimmen. Es soll nicht geschehen. Kampf gehört zu den primitivsten Betätigungen alles Lebenden, und der Wunsch einer paradiesischen Befriedung der Erde durch die Humanität ist eine Ideologie, die niemals zum Erfolg führen wird:

Kann man den Kriegen wohl ein Ende setzen? Die Wunde der Welt ist nicht heilbar. (Barbusse)

Nicht heilbar! Könnten Alle, die den Krieg erlebt haben, niemals das Grauen vergessen, so würde — vielleicht wenigstens — ein Krieg für ihre Lebzeiten unmöglich sein. Aber der Mensch ist nicht pessimistisch genug, das Schlechte in der Erinnerung so stark zu erhalten wie das Gute, der Mensch ist nicht liebend, nicht gut und altruistisch genug, die Leiden der Verletzten und Getöteten mitfühlend so deutlich im Gedächtnis zu halten, wie die zwingende Tatsache, daß er selbst lebend davon gekommen ist. Der Mann liebt die Gefahr — der einfache Mann ganz von Natur —, ohne diese Gefahrliebe durch ernstes Nachdenken zersetzen zu können.

Wenn wir jedoch Frieden wollen — und wir wollen ihn heute unbedingt, und mehr als das, wir wollen ihn für spätere Geschlechter sichern —, so werden wir uns täglich das politische, nicht zu stark dagegen das menschlich-idealistische Ziel des Friedens vor Augen halten müssen. Da es nicht möglich ist, nationalen Stolz und Ehrgeiz zu bekämpfen zum Gedeih des kosmopolitischen Menschen und Bürgers, so gilt es, das nationale Bewußtsein politisch zu beeinflussen, vielleicht so zu umgrenzen, daß politisch ein Krieg eine Unmöglichkeit wird.

Gerade die menschlichen Konsequenzen, die man aus der Lektüre der Kriegsbücher, dieser menschlichen Dokumente einer politischen Aktion, ziehen kann, gerade sie sollen uns auf das ernstlich Wirksame hinstoßen, auf das politische Ziel. Die politische Folgerung führt in dieser Frage mit genereller Wichtigkeit für alle anderen Fragen zur Fundamentierung der Politik durch das Menschliche: Die Politik darf dem humanen Gedanken nicht heterogen gegenüberstehen, sondern sie soll und muß der Schutz des Menschen im Verkehr der Völker untereinander sein, wie das Recht der Schutz des Menschen in der Gesellschaft, im Verkehr der Menschen untereinander ist.

So wird die Politik — vielleicht mit Hilfe des Paneuropäischen Gedankens — zu einer Befriedung unsrer Völkergemeinschaften und, wills Gott, der ganzen Erde führen.

„Wenn dieser Krieg den Fortschritt um eine Stufe weiter gebracht hat, so wird sein Unglück und seine Schlächterei wenig zu bedeuten haben!"

Frankfurt a. M. Hans E Friedrich

Meineidsinflation und Eideszwangswirtschaft

Volkstümliche Wahrheitsermittlung!

Seit den letzten Reichstagsverhandlungen gilt die Änderung des Meineidsparagraphen als ein Problem ersten Ranges für unsere Rechtsreform; mehr und mehr gewinnt in der Presse aller Parteien und Schattierungen die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des geltenden Zeugenrechts an Boden. Reformbedürftiger aber als dieses erweist sich ein anderes Beweismittel, für dessen unheilvolle Wirksamkeit immer breiteren Schichten die Lichter der Erkenntnis aufzugehen beginnen: es ist jenes seltsame, auf dem Konto der vielberufenen Kluft zwischen Laien- und Juristenauffassung schwer lastende Überbleibsel aus mittelalterlichem Recht, der Parteieid im Zivilprozeß.

Wie die tägliche Erfahrung zeigt, wollen die Parteien ihre Behauptungen beschwören. Dem Hinweis, daß das nicht zulässig sei, vielmehr dem Gegner der Eid zukomme, steht gerade das primitive, unverbildete Rechtsgefühl verständnislos gegenüber: der altgermanische Rechtseid ist es, der hier noch im 20. Jahrhundert aus deutscher Seele spricht. Römisch-rechtliche Einflüsse haben ihn einst verdrängt zugunsten des Eides über ein bestimmtes, unverrückbares Tatsachenthema, und durch die Jahrhunderte blieb die Wissenschaft, theorietrunken, der Macht des Vorurteils und dem Gesetz der Trägheit unterworfen. Den offensichtlichen Bedenken gegen dieses „Beweismittel" meinte man zu begegnen, indem man ein wunderliches Schiebesystem ersann: wer beweisen muß, darf den Eid nicht für sich verlangen, sondern muß ihn dem Gegner „zuschieben"; dieser hat dann die Wahl: schwören oder „zurückschieben". Ein überaus fein ausgeklügelter Mechanismus und scheinbar der Triumph der Gerechtigkeit: Um ein Schwören „in die eigene Tasche" zu verhüten, soll nicht der Beweisführer, sondern sein Gegner „näher zum Eide" sein.

Wir Heutigen wissen, „wie es um diese Lehre steht". „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage". Die Bilanz des

Prozesses stimmt nicht, wenn der Beweispflichtige dem eigenen Gegner einen Eid darüber zuschieben muß, daß etwas wahr oder nicht wahr sei, und wenn dann solcher Eid, der zu dem Kardinalprinzip der freien Beweiswürdigung in flagrantem Widerspruch steht und daher nie und nimmer an die Wurzeln der Dinge rühren kann, den Rechtsstreit kraft Gesetzes zwingend entscheidet. Wer vor den Richter tritt mit dem Verlangen, verletztes oder bedrohtes Recht zu schützen, der kann sich nicht vorstellen, daß das auf anderem Wege möglich sei, als daß der Richter der Wahrheit auf den Grund komme. Was gilt ihm ein Eid des Gegners über einen einzelnen formulierten Eidessatz, den der Schwörende zuvor reiflich auf seine Gefährlichkeit zu überlegen Zeit hatte! Immer wieder zeigt es sich denn auch, wie schwer es dem Beweispflichtigen unter dem Druck des Gesetzes wird, den Eid dem Gegner zu überlassen, von dem er überzeugt ist, daß er ihn nicht schwören *kann*, wohl aber schwören wird; wie heftig der Kampf um die Verteilung der Beweislast geht und wie froh jedesmal der ist, dem der Eid schließlich zufällt. So bricht sich denn immer mehr und mehr die Erkenntnis Bahn: über solcher Art „Beweis" lagert — zumal in unseren Tagen bedrohlicher ethischer Unbekümmertheit und eines zur Brutalität gesteigerten Kampftriebes — zumindest der Schleier der bangen Frage: „Was ist Wahrheit?".

Trotz der Abneigung, die der gesunde Sinn unseres Volkes gegenüber diesem ihm im Grunde unheimlichen Fremdkörper bewahrt, hat er ihn nicht abzustoßen vermocht. Besser erging es Österreich. Von dort aus erlitten die Gralshüter des Eides den ersten Stoß: 1873 ersetzte Glaser für das Baagatellverfahren den Parteieid durch eidliche Parteivernehmung. Der Vollender, der Erfüller jahrzehntelanger Erneuerungsbestrebungen sollte noch ihm kommen. Franz Klein, dessen erleuchtetem Geist Österreich seine jetzt im vierten Jahrzehnt geltenden, von allen Schichten der Bevölkerung bewunderten Prozeßgesetze verdankt, die für zahlreiche Staaten, auch für die reichsdeutschen Teilreformen, Vorbild wurden, räumte mit dem Parteieid endgültig zu Gunsten der Parteivernehmung auf. Aber auch diese spricht, wie unser Eid — und darin zeigt sich eine schöne Strukturverschlingung zwischen dem Alten und dem Neuen — erst das letzte Wort, wenn andere Beweise fehlen: zunächst sind beide Parteien uneidlich zu hören. Nur wo dies noch kein einheitliches, überzeugendes Bild ergibt, wird *die* Partei beeidet, die nach dem Gesamtergebnis den meisten Glauben verdient.

In dieses Zeichen des Bekenntnisses zur Entthronung der Prozeßlüge und einer späten Abkehr von der Zwangswirtschaft des Eides gehört auch unsere reichsdeutsche Reform. Es ist an der Zeit, jene Zweispurigkeit endlich als Sündenfall zu werten, die, ein letzter Überrest der Lehre von der doppelten Wahrheit, einer wirklichen und einer „formalen", eine innere Überzeugungskraft vor dem gesunden Menschenverstand nicht hat, um so mehr aber dem sittlichen Ideal der Wahrheitsuche schnurstracks zuwiderläuft.

Bleiben wir also nicht auf halbem Wege stehen mit einer auf den Zeugeneid sich beschränkenden Reform! Nur wenn wir dem Geist der Wahrheit alle Tore weitmachen, ist die Bahn frei für die Erneuerung unserer Rechspflege. Nur wenn wir so uns erheben aus dem Tiefland des Buchstabens, wird das Geschrei um die Erschütterung des Vertrauens verstummen; dann — und nur dann — wird sie wahrhaft volkstümlich werden, und an die Stelle einer vergletscherten Welt doktrinärer Logik wird ein anderer Kultus treten, ein Höhenzeichen deutschen Geistes: der Kultus der Gerechtigkeit.

Emmerich *Karl-Ludwig Schimmelbusch*

Die chinesische Hungersnot

Immer wieder läßt Professor D. *Witte* in Berlin, Direktor der Ostasienmission, seinen Hilferuf wider die furchtbare Hungersnot in China ausgehn. Seit 18 Monaten wütet dies Elend, vornehmlich in den Nord- und Westprovinzen Kansu, Shensi, Suniyae, Charsar, Hobei, Hoeon, Shantung. 35 Millionen Menschen, nach Andern 50 Millionen, sind in der entsetzlichsten Todesgefahr. 16 Millionen, sagt der chinesische Innenminister.

D. *Witte* gibt Auszüge aus einem Bericht des Missionars Pater *Huklenbruch* in Kulang, Kansu, S. V. D. (d. i. Societatis Verbi Divini, Steyler Mission). Das steht nun in verschiedenen Zeitschriften zu lesen, z. B. in Nr. 19 der „Freien Volkskirche".

„Ich kann diese Berichte nicht anhören", sagte Jemand. Damit ist es nun freilich kaum getan! Entzieht man sich den Detailschilderungen nicht, so erleidet man ja freilich Entsetzliches. Aber wie muß denen zu Mute sein, die solche Not an ihrem Leibe *erfahren* und — in ihrer Seele mit *ansehen* müssen!

Vergegenwärtigt man sich die Not in ihrer ganzen Größe, so hat das zunächst wohl etwas Lähmendes. Offenbar, so scheint es, hat man da ein Übel vor sich, das nicht zu bewältigen ist. Jedenfalls ist unsereiner dem Ungeheuren gegenüber ohnmächtig. Können die Berufenen nicht helfen: der chinesische Staat, die reichen menschenfreundlichen Amerikaner — was sollen wir armen Schlucker tun? Du greifst tief in deine Tasche — und hast nicht die mindeste Aussicht auf eine Wirkung. Hungersnöte in China, Indien, Rußland — herkömmliche Naturereignisse — muhammedanischer Fatalismus scheint die einzig mögliche Antwort. Wir sind aber keine Muhammedaner.

Wieso nichts Durchgreifendes geschieht, mache ich mir an unsrer Wohnungsnot klar. Keine Versammlung im öffentlichen Interesse, politische, kirchliche usw., wo nicht auf das Unmögliche des noch vorhandenen Zustands, auf seine sittlichen Gefahren usw. hingewiesen wird. Aber zu einer radikalen Hilfe fühlt man sich außer Stande; dem kräftigsten Appell folgt kaum eine spürbare Reaktion. Das ins ganz Große übertragen haben wir das Verhalten gegenüber der chinesischen Hungersnot.

Zum Verwundern, wie wenig bei uns von ihr die Rede ist? Man sollte denken, alle in China tätigen Missionsgesellschaften müßten schreien! Aber China ist groß. Es sind nur ein paar Provinzen, die verhungern. Und unsre politischen Zeitungen? Zum Teil nimmt man Rücksicht auf China. Man will nicht so oft Schlimmes schreiben über die dortigen Zustände. Der junge Staat soll geschont werden; das ist wichtiger als die Millionen Menschenleben. Aber unsre großen Frauenvereine! Die Vereine für Frieden und Völkerbund!

Das Frankfurter Illustrierte Blatt Nr. 41 vom 12. 10. zeigt „Reste eines Dorfes im Hungerbezirk. Dächer und Türen sind verkauft und gegen Eßbares eingetauscht worden". Und Andres. Im Text heißt es:

Das Städtchen Anting, das früher 60 000 Einwohner hatte, zählt jetzt nur 3000 Seelen. Weite Landstriche sind zur unbelebten Wüste verdorrt. Die Menschen verschlingen alles nur irgendwie Eßbare, alle Tiere, auch Hunde, Blätter und Baumrinde, Pflanzen und Sträucher, und *Kannibalismus wird zur Selbstverständlichkeit*. Tausende von Frauen und Kindern wurden in die Sklaverei verkauft, andere läßt man einfach liegen und sterben ... Die Ursachen der Katastrophe sind Dürre, jahrhundertelange Verarmung, Bürgerkrieg, Steuerlasten, Plünderungen durch die Soldateska und korrupte Beamte, die auf Jahre hinaus die Leute geschunden und das Letzte aus ihnen herausgeholt haben. Nur eine gewaltige soziale, politische und ethische Revolution könnte eine derartig beschämende Katastrophe wie diese Hungersnot in Zukunft verhüten.

Diese Sätze sind aus einem Buche genommen, das im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei erscheinen wird: *Die chinesische Hungersnot*. Von *Agnes Smedley*.

Gewiß können wir einem Unheil von so ungeheuren Maßen nichts tun, was eine Wendung bedeutete. Nur Eins können wir. Wo das Elend uns benachbart wird, zugreifen und im Einzelfalle helfen. Wie wir etwa unsrer Wohnungsnot, da sie am höchsten stand, nicht abhelfen konnten, aber wir konnten einen einzelnen Mieter, konnten eine Familie in unser Haus nehmen. Nun ist durch unsre Ostasienmission die Not eines ganz bestimmten Bezirks uns benachbart worden. In Tsiningchow, Shantung, haben wir eine ärztliche Missionsstation. Dr. Haensel und eine schweizerische Krankenschwester arbeiten da. Diese Pioniere, Glaubensgenossen von uns, vor unmenschliche Aufgaben gestellt, die sie aus eigner Kraft nicht bewältigen können — Gott muß ihnen beistehn und wir. Gott durch uns. Wir können ihnen die Mittel schaffen, daß sie in ihrer Umgebung wenigstens ein wenig Licht und Liebe ausstrahlen. Wir können und müssen das.

Man lese nach, was schon in Nr. 5, 10 und 11 dieses Jahrgangs zur Sache geschrieben steht. Und merke sich das Postscheckkonto der Ostasienmission Berlin W 57, Pallasstraße 8/9. Postscheckkonto Berlin 6457.

Marburg Martin Rade

Zur Lage der Posener Deutschen

1

Das Auslandsdeutschtum verdient mit Recht das besondere Interesse von uns Reichsdeutschen. Nicht deswegen, weil diese sogenannten Vorposten unsres deutschen Volkes besonders zu betreuen wären. Auch nicht deswegen, weil deutscher Imperialismus hier seine gegebenen Stützpunkte sehen möchte; sondern das Auslandsdeutschtum will in seiner besonders starken Ausprägung deutscher Art gewertet sein.

Hier im Ausland, wo deutsche Brüder im fremden Volke ihre Arbeit tun, vermag man mehr als anderswo zu erkennen, was deutsches Wesen zu bedeuten hat. Hier kann sich deutsche Art besser entwickeln als im Deutschen Reich, wo oft Deutsche den Deutschen im Wege stehen. Hier kommt gewissermaßen das, was uns an deutschen Gütern und Gaben anvertraut ist, viel mehr zur Entfaltung. Die Menschen werden stärker in ihrer nationalen Eigenart, so daß wir gespannt darauf sein dürfen, welcher Beitrag dem deutschen Wesen gerade aus dem Auslandsdeutschtum erwächst.

Und wie diese Deutschen gerade durch die besonderen Verhältnisse, in denen sie ihr Deutschtum zur Auswirkung zu bringen haben, zu besonderen Aufgaben berufen werden, so können wir im Reich gleichfalls an diesen Verhältnissen lernen, wie das nationale Verhalten unseres im Reich geeinten Volkes im Verkehr mit den umwohnenden nichtdeutschen Völkern aussehen soll. Das führt uns zu der größeren, umfassenderen Frage: Wozu unser Volk in der Welt eigentlich berufen ist. Auf diese so furchtbare Fragestellung findet man schon leichter wenigstens Teilantworten, wenn man die Verhältnisse des Auslandsdeutschtums in Betracht zieht.

Wie der stete Umgang mit Nichtdeutschen die deutschen Fähigkeiten zum Guten steigert, so läßt er auch die schlechten stärker in Erscheinung treten. Meistens wird es zudem so sein, daß sich die guten wie die schlechten Seiten deutscher Art gleicherweise stärker entwickeln. Diese Dinge klar zu unterscheiden, ist dem unmittelbar Beteiligten oft schwerer als einem Dritten. Alle diese Dinge aufmerksam zu verfolgen, ist eine Lebensfrage unsers Deutschtums überhaupt.

Wenn hier nun versucht werden soll, die Verhältnisse des Auslandsdeutschtums insbesonders in Posen zu würdigen, so geschieht das zu dem Zweck, für unser Deutschtum im Reich Anregung und Richtschnur zu gewinnen.

2

Es sollte uns im Deutschen Reich sehr zu denken geben, daß es auch unter der Sowjetobrigkeit evangelische Deutsche gibt, die z. B. in der Wolgarepublik ihrer deutschen Kultur geschlossen treu zu bleiben suchen. Auch einer Sowjetobrigkeit gegenüber glauben evangelische Christen Gehorsam schuldig zu sein, ja sie glauben sogar, Fürbitte für sie tun zu dürfen. — In Polen ist eine polnisch-nationalistische Regierung an der Macht, und die in und um Lodz wohnenden Deutschen, die es, nebenbei bemerkt, nur als gerecht empfunden haben, daß die Regierungsgewalt von den landfremden Russen auf die Polen überging, stehen zu dieser Obrigkeit in Gehorsam und Fürbitte.

Schwieriger liegt es schon für die Deutschen, die an Polens Ostgrenze in Wolhynien und Ostgalizien wohnen. In diesen Gebieten überwiegt eigentlich die ukrainisch-russische Bevölkerung; aber die Obrigkeit ist doch die polnisch-nationalistische Regierung in Warschau. Auch hier fühlt man sich der gegebenen Obrigkeit gegenüber verpflichtet.

Als noch schwieriger muß diese polnische Obrigkeit von den Deutschen empfunden werden, die nach dem Weltkriege vom Deutschen Reiche abgetrennt wurden, sei es daß diese unmittelbar an der deutschen Grenze wohnen, wie in Oberschlesien, oder sei es, daß sie wie in der Stadt Posen von 60 000, annähernd der Hälfte der Einwohnerschaft, auf 6000 zusammengeschmolzen sind.

3

Man muß sich diese Verhältnisse einmal gehörig vergegenwärtigen, um daran zu ermessen, was es heißt, in einer solchen Lage das Deutschtum zu bekennen und, nachdem es Jahrzehnte hindurch die Polen waren, die unter einer ungerechten Behandlung durch die Deutschen zu leiden hatten, jetzt deren Erbschaft anzutreten. Einzelne Deutsche in Posen glauben, ein bei ihnen entstehendes Minderwertigkeitsgefühl dadurch ausbalanciren zu müssen, daß sie sich fortgesetzt in liebloser Kritik am polnischen Staat ergehen. Daß sich seit 1918 die neuen Machthaber auch zu vielen Ungerechtigkeiten gegenüber den Deutschen haben hinreißen lassen, ist der traurige, wenn auch erklärbare Tatbestand. Tiefer ist es jedoch zu beklagen, wenn evangelische Deutsche aus diesem Tatbestand nichts Besseres zu machen verstehen, als gegen diese „häßlichen" Polen Klage- und Kampflieder anzustimmen.

Man kann das stimmungsmäßig wohl begreifen. Auf die Dauer werden jedoch nur sachliche Argumente gelten. Unsachlich ist z. B. auch die Darstellung, nach der die Rechtslage der Polen im früheren Deutschland ohne Weiteres als besser hingestellt wird als die jetzige Rechtslage der Deutschen in Posen. Dieser juristische Vergleich täuscht insofern ein falsches Bild vor, als wirtschaftlich Schwache (polnische Landarbeiter) noch immer aus einer Rechtslage nicht den gleichen Nutzen ziehen können wie intellektuelle höherstehende Menschen, die z. B. von dem Recht, Privatschulen usw. zu errichten, wirklich Gebrauch zu machen im Stande sind.

Noch verhängnisvoller ist eine feindselige Haltung der Deutschen gegenüber den umwohnenden Polen für die Art ihres Deutschtums selbst. Dies geht einer Verödung und Entleerung entgegen, wenn es nicht aus der sektenhaften Isolierung heraustritt und sich zu einer rechten Auswirkung in der Umwelt bringt. Es ist das besondere Verdienst des Posener Generalsuperintendenten D. Blau, daß er 1925 die Losung auszugeben wagte: „Suchet der Stadt Bestes! Weniger Kritik am Staate, mehr Fürbitte für ihn."

An den Verhältnissen gemessen, in denen das Deutschtum dort in Posen um seine innere Berechtigung ringt und zum großen Teil in verständlicher Verbitterung dahinlebt, bedeutet dieses Wort eine erlösende Tat. Und für viele Reichsdeutsche, die sich mit den Posenern im

evangelischen Glauben verbunden fühlen, bedeutet es die Empfehlung einer Abkehr von einer polenfeindlichen Haltung, die vielen Deutschen bisher noch als selbstverständlich galt. Denn wir können nicht die Gemeinschaft mit den deutschen Volksgenossen in Posen bejahen und ihrem Anliegen, der Fürbitte für den polnischen Staat, zuwider handeln.

4

Wie schon oben angedeutet wurde, bedeutet es für die Posener nichts Leichtes, sich so umsinnen. Nach den vielen Verdrängungen und Drangsalierungen, die die Deutschen zu erdulden hatten, haben viele evangelische Deutsche es als ihre Pflicht angesehen, zunächst deutsche Rechte zu verteidigen und hierin den polnischen Staat zu bekämpfen. Solange sich dies mit einer Fürbitte für diesen Staat verträgt, kann man dies auch gelten lassen. Wenn jedoch die Fürbitte immer leiser und der Kampf um eignes Recht und die Opposition gegen den Staat immer lauter wird, dann wird letztlich dieser Kampf Selbstzweck, eigengesetzlich und gottlos.

Die Folge davon ist dann u. a. eine Berichterstattung, die nur das Böse und Häßliche an Polen zum Gegenstand haben will. Von den rechtspolitisch eingestellten Tageszeitungen Deutschlands weiß man es wohl allgemein, wie selten ein sachliches oder gar ein verstehendes Wort über polnische Dinge ist. Erstaunt war ich jedoch, von einem hohen evangelischen Kirchenbeamten in Warschau zu hören, als wie ungenießbar die evangelischen Zeitschriften Deutschlands vom evangelisch-polnischen Theologen wegen ihrer polenfeindlichen Ausfälle empfunden werden.

In diesem Kampf gegen Polen gehen gewisse evangelische Posener Deutsche soweit, daß sie gegen in Deutschland erschienene Artikel zu protestieren wagen, die sich bemühen, rein sachlich über die polnische Lage zu berichten und auch den Polen gerecht zu werden. Bemerkenswert ist die Begründung, mit der im Posener Evangelischen Kirchenblatt, Oktober 1928, gegen sachliche Berichterstattung Front gemacht wird. Man sagt, das wären falsche Bilder. „Falsch nicht in erster Linie durch das, was sie sagen, sondern mehr noch durch das, was sie nicht sagen." Und was dem Posener Schreiber an diesen Berichten fehlt, sind die Internierungen, Ausweisungen, Liquidationen und sonstige Verdrängungen.

In gottloser Betrachtungsweise immer wieder die Schuld der Anderen breit zu treten, daran sollte diesen Posener schon etwas Geschichtskenntnis hindern. Denn auch er möchte nicht gerne, daß immerfort von der Schuld, die die Deutschen bis 1918 den Polen gegenüber auf sich geladen haben, gesprochen wird. Und dann wird er mit uns wissen, daß es gerade das deutsche Volk war, das seit 1914 am meisten unter einer derartigen Lügenpropaganda zu leiden hatte. Und schließlich wird damit dem Deutschtum am meisten geschadet, das seiner besseren Auswirkungsmöglichkeiten auf diesem Wege verlustig geht.

5

Aber an welcher Stelle soll mit der Entgiftung der lügenhaften Berichterstattung angefangen werden, wenn man weiß, daß nicht nur die evangelische Presse, sondern auch die politische Presse beider Länder überwiegend Berichte bringt, die herabsetzen und verächtlich machen sollen? Vielleicht ist das Bekenntnis, das auch alle an den Posener Verhältnissen interessierten Kirchen auf der Weltkirchenkonferenz in Stockholm abgelegt haben, ein Weg dazu: „Wir bekennen vor Gott und vor der Welt die Sünden und Versäumnisse, deren die Kirche sich durch Mangel an Liebe und mitfühlendem Verständnis schuldig gemacht hat."

Die Aufgabe, die die Kirchen durch eine sachliche Berichterstattung erfüllen könnten, ist groß und immer noch nicht in Angriff genommen. Und wenn die Kirchen den Dingen in evangelischem Geiste näher auf den Grund gehen wollen, so bietet auch die neueste Geschichte ein Feld zur Betätigung, darzutun, wie oft die eigene Kirche und das eigene Volk gefehlt und Schuld auf sich geladen hat. Die eigene Schuld immer größer als die Schuld der Anderen zu empfinden, dieses Erlebnis Luthers, will auch für unser Volk und für unsere Kirche endlich nutzbar gemacht werden.

6

Die Posener Kirche, der das Evangelium inmitten einer katholischen Bevölkerung anvertraut ist, ist sich dessen bewußt, daß ihr damit eine Missionsaufgabe anvertraut ist. Das wurde mir neuerdings noch mitgeteilt, nachdem ich es von der evangelischen Kirche in Warschau und Lodz, in Ostgalizien und Wolhynien an Ort und Stelle hatte in Erfahrung bringen können. Das ist wiederum eine Tatsache von größter Tragweite, wenn evangelische Deutsche Polen für das Evangelium gewinnen wollen. Das kann man nicht, ohne die Polen, eingeschlossen die schuldbeladenen, lieb zu haben. Und damit stellt man die übliche Einstellung des Deutschen gegenüber den Polen auf den Kopf.

Da es sich mit einer solchen Liebe zu den Polen nicht vereint, daß man dem polnischen Staat mit beleidigender Kritik begegnet, so können evangelische Deutsche auch darauf verzichten, verkehrte Handlungen polnischer Staatsbehörden laut zu vermelden, denn sie möchten, daß nicht nur einzelne Polen, sondern daß auch der polnische Staat frei werde von Schuld.

Solche Einstellung hat bereits eine organisatorische Grundlage in dem 1926 zu Wilna geschaffenen „Rat der evangelischen Kirchen in Polen" gefunden. In ihm haben sich polnische und deutsche evangelische Kirchen zusammengefunden. 1928 erließ man einen Aufruf, der mit den folgenden Worten schließt: „Laßt uns vereinigt beten, ringen und arbeiten, damit im neuerstandenen Polen die vereinigten Kirchen der Reformation die Kräfte, die ihnen Gott gegeben hat, voll entfalten können zum Heil des Landes und zur Ehre Gottes." *)

7

Wenn schon ein maßgebender Posener Deutscher von diesem Rat schreiben kann: „Wir würden uns freuen, wenn die Hoffnungen, die man darauf setzt, in Erfüllung gingen" —, dann kann man dieser Freude an einer Gemeinschaft, die Deutsche und Polen in Christo verbindet, nur viele Früchte wünschen. So wollen wir davon auch die Frucht erhoffen, daß evangelische Reichsdeutsche von dem Irrglauben befreit werden, daß Deutsche und Polen sich niemals würden vertragen können.

Die Sorgen, die der Posener Deutsche hat, wegen der Schwierigkeiten, denen eine tatkräftige Arbeit des Rates der evangelischen Kirchen begegnet, verdienten es, von ihm näher erörtert zu werden. Nach meiner Kenntnis der Lage handelt es sich da zunächst um Wegräumung der Lüge, des Mißtrauens und des Hasses, um die herabsetzende Berichterstattung und ähnliche Dinge. In evangelischem Geiste würde man sich vor allem für die Schwierigkeiten interessieren, die die eigene Kirche und das eigene Volk verursacht.

Die praktischen Wege näher ausfindig zu machen, das ist Sache der orts- und sachkundigen Menschen, die in dieser Gemeinschaft des Glaubens und in der Freude und Sorge um diese Gemeinschaft stehen. Die oben genannte Kundgebung nennt als erste und wichtigste Aufgabe dieser deutsch-polnischen Gemeinschaft evangelischer Christen, „die brüderlichen Bande immer enger zu knüpfen, alle Kräfte der einzelnen Kirchen dem Dienste der evangelischen Gesamtheit fruchtbar zu machen ... zum Heil des Landes und zur Ehre Gottes!"

Berlin-Spandau Hermann Stöhr

*) Vgl. 1928 Nr. 22 Benrath „Rückblick auf das Einigungswerk von Wilna". DH

Die Bruderschaft der Vagabunden

2

Ich glaube, Gog's Gedanken, die sich in den erschienenen Jahrgängen zerstreut finden, so zusammenfassen zu können:

Die gesamte Schöpfung ist Gottes, und darum ist sie heilig. Die Gesetze, nach denen sich alles Erschaffen bewegt und alles Leben sich vollzieht, sind die Offenbarung der Weisheit Gottes. Aber es gibt ein Grundgesetz alles Daseins, nämlich das in seiner Unbestechlichkeit eherne Gesetz der Kausalität, und dieses zeugt von Gottes unwandelbarer Gerechtigkeit. Doch auch Gottes väterliche Fürsorge für alle seine Geschöpfe wird durch diese Ordnung alles Lebens offenbar. Von diesen Gesetzen gilt: Durch sie sind wir, in ihnen leben wir. Denn sie sind in unser Wesen niedergelegt, sind in unser Herz eingeschrieben. So ist der Gehorsam gegen diese Gesetze, für uns: gegen diese Gesetze dieses Erdendaseins, gleichbedeutend mit dem Gehorsam des Menschen gegenüber dem Schöpfer; und wer diesen Geist des Gehorsams besitzt, der hat den rechten Kindesgeist, welcher allein den Menschen in das innigste Lebensverhältnis zum himmlischen Vater bringt. Alle Versuche der religiösen Gesetzgeber, sich zwischen Gott und die Menschheit zu stellen und mit ihrer Weisheit sich über das natürliche Leben zu erheben und gar zu lehren, daß das natürliche Leben sündig sei und es eines geistlichen Lebens bedürfe, ist eine Beleidigung der Majestät Gottes und ein Verbrechen am Menschengeschlecht. Und immer hat sich die menschliche Natur gegen die Priestergesetze aufgelehnt in nicht endenwollenden Kämpfen. Es gibt keine wahre Religiosität ohne diese Rückkehr des Menschen zum natürlichen Leben; das ist die Rückkehr des Kindes, des jetzt noch immer verlorenen Sohnes zum Vater. Alles religiöse Leben, wenn es wahrhaftig sein will, muß mit dem unbedingten, rückhaltlosesten Respekt vor den uns ins Herz geschriebenen Gesetzen des Lebens beginnen. Hat nicht schon der Apostel Paulus den Finger auf diese Grundwahrheit gelegt gehabt? Im Briefe an die Christen zu Rom, Kapitel 1, Vers 9? Dort ist nicht von einem Priestergesetz, nicht von rituellen Vorschriften die Rede, sondern davon, daß in der Schöpfung und in der in ihr waltenden Gesetzmäßigkeit Gottes ewige Kraft und Gottes unendliche, erhabene Herrlichkeit wahrgenommen, „geschaut" werden kann. Und daß in der tatsächlichen Anerkennung der in der Schöpfung niedergelegten Lebensgesetze die wirkliche Verherrlichung Gottes und die wahrhaftigste Dankbarkeit des Menschen, also der rechte Gottesdienst besteht (1, 20. 21). Jede Mißachtung dieser Gottesgesetze ist ein Bruch des Menschen mit der Natur, und dieser Bruch ist unsere Versündigung. Und wenn Paulus die Beschreibung der Folgezustände dieses Bruchs mit der Natur mit dem kleinen und doch so tiefsinnigen „Darum" einleitet (v. 24), so weist er hin auf das unerbittliche Gesetz der Kausalität, wonach der Mensch nur erntet, was er gesäet hat (Gal. 6, 7), weil Ursache und Wirkung in wesentlichem Zusammenhange stehen. Von dieser Notwendigkeit einer Rückkehr des Menschengeschlechts zu einfacher, natürlicher Lebensführung ist Gog tief durchdrungen. Diese Rückkehr ist ihm das Wiederzurückfinden des verlorenen Sohnes zum Vater; ist ihm die Vorbedingung zu aller Erlösung. In diesem „Heraus aus den Banden eines verlogenen Lebens, einer irregeleiteten Menschheitskultur" liegt die Stärke seiner Predigt. Und mit dieser großen Sehnsucht nach solcher Erlösung steht er nicht allein da. Man lese die Lieder eines Heinrich Lersch, etwa seine Dichtung „Der Vagabund (Heft 1/2, 1928) und man wird die gleiche Sehnsucht nach Befreiung aus den Ketten eines Kulturlebens in ergreifenden Worten finden, vor dessen gähnenden, fürchterlichen Abgründen wir heute bereits stehen.

Aber dieses Losringen von der „bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Amerikanismus" führt eben heute nicht mehr wie einst die Anachoreten in die Wüste, sondern auf die Landstraße. So will ja auch Gog verstanden sein, wenn er die „Kunden" auffordert, sich hindurchzuringen zum tiefsten Sinn des ihnen vom Schicksal zu Teil gewordenen Lebens, nämlich in sich den bürgerlichen Menschen zu überwinden. Denn dieser ist ihm ja der Typus der Unnatur, der Gottentfremdung trotz aller Kirchlichkeit, und er findet den Beweis dafür in dem unaufhaltsamen Niedergange des Menschheitslebens. Ganz im Geiste Gogs sieht auch Kh. Bodensiek, der „Künstler-Vagabund", wie er sich selbst nennt, im „bewußten", d. h. sich seiner Sendung bewußten Vagabunden den großen Menschen, den wahrhaft Freien. Dieser ist Mensch:

> Mensch ohne Bevormundung, verantwortlich nur sich selbst. Diese Verantwortung ist seine Selbstzucht. Sein Gewissen ist das Wissen des Menschseins, seiner Würde und Schönheit, die die Vergesellschaftung in den Schmutz getreten hat. Die in Dogmen und Gesetzen sich Qual, Armut und Unglück, Krieg und Not auf die Erde gezwungen hat.

So hat — nach Bodensiek — auch der Vagabund seine Mission, sei er nun ein „zünftiger" Vagabund oder nicht; er ist „der Unruhgetriebene, der von der Qual der Welt zu Fiebern der Scham erglühte; der, der sucht und der allen, die suchen, helfen will, die Unfreiheit in sich zu überwinden" ... Und der schon erwähnte Franz Wald gibt uns den tiefsinnigen Ausspruch:

> In die (bürgerliche) Gesellschaft wird Jeder hineingeboren. Das Aushirhinausgeborenwerden ist die einzige Wiedergeburt, die Jeder mit und an sich erleben kann — oder sagen wir: sollte.

Doch Gog sagt noch ein Anderes, und das gilt denen auf der Landstraße. Es gilt nicht nur den wenigen Besinnlichen, sondern den Hunderttausenden, die der unbarmherzige Geist des materialistischen Kulturlebens und das steinerne Herz der bürgerlichen Gesellschaft entwurzelt hat. Denen sagt Gog: Ihr seht nur das Leid vor euch; ihr fühlt nur den Hunger und alle Qualen des elenden Lebens, zu dem man euch verdammt hat. Aber ein Höheres, das hinter all diesem steht, seht ihr nicht. Ihr wißt gar nicht, daß sich an euch vollziehen will, was nach 1. Mos. 50, 20 der ägyptische Großvezier Joseph, der Sohn des hebräischen Patriarchen Jaakob-Israel erlebte: daß Gott hinter allem Menschengeschehen steht und auch das Übel, das Menschen tun, umzukehren vermag in lauter Segen. So hat Gott auch mit euch seine ganz besonderen Absichten. Ich will euch helfen, daß ihr sehend werdet. Jetzt seid ihr die von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, die Entrechteten, die Verachteten und Getretenen. Gewiß. Aber indem diese Gesellschaft euch von sich stieß, gab sie euch die köstliche Freiheit, natürliche Menschen werden zu können. Nach dem Werturteil des seßhaften Bürgertums sind wir Nichtseßhaften ganz selbstverständlich Lumpe, und es sind auch tatsächlich schon Unzählige auf der Landstraße, oder sagen wir durch die Landstraße, als Lumpe zu Grunde gegangen. Diese alle haben nicht erkannt gehabt, was zu ihrem Besten diente. Nun erkennet die Hand der Vorsehung; nehmt das Scheiden aus dem Rahmen der „gottgewollten bürgerlichen Ordnung" nicht zu tragisch. Jetzt habt ihr als die aus dem Banne ihrer Wohlanständigkeit Losgelösten die Möglichkeit, euch viel mehr und täglich neu an das große Leben der freien Gottesnatur anzuschließen, euch von der Heiligkeit der göttlichen Schöpfung heiligen zu lassen! Was ists, das ihr hinter euch lasset? Ists was wirklich Wertvolles? Ists nicht eine Fülle von Unnatur? Seht euch an die Scharen der Entnervten, der vom Fabrikleben, von der Nachtarbeit, vom Akkordsystem, kurz von dem wahnsinnig rasenden Wirtschaftstempo der Gegenwart Zerriebenen; seht den Heereszug des Elends — Millionen sind es, die einer unnatürlichen Lebensführung ihre Gesundheit und ihr Lebensglück zum Opfer gebracht haben! Also, sind wir auch solche, die buchstäblich nichts

haben, so können doch wir Alle Menschen werden, die auch in einem gewissen Sinne Alles besitzen. Denn die Rückkehr zu einer naturentsprechenden Lebensführung gehört mit zum Heimfinden des verlorenen Sohnes, ist aller wahren Religiosität Anfang.

„Und wir haben heimgefunden zum Vater". Jubel- und Siegesruf ists aus dem Herzen des alten Vagabunden Gog.

So ist es nicht verwunderlich, daß sich hier zwei Weltanschauungen gegenüberstehn die grundsätzlich nichts miteinander gemein haben. Die Wertung des gesamten irdischen Lebens ist auf beiden Seiten eine durchaus verschiedene. Aus dieser Einstellung des Gogschen Kreises ergibt sich auch die prinzipielle Verachtung alles dessen, was der bürgerlichen Gesellschaft (als der Trägerin der herrschenden Geisteskultur) schätzenswert erscheint. So ist der Bruderschaft der Vagabunden auch der bürgerliche Ehrbegriff ein wertloser Götze. Vor diesem Götzen knieen die „Vagabunden" nicht. Sie lachen ihm ins Angesicht. Was sie an der Wertschätzung seitens der bürgerlichen Gesellschaft verlieren, ist Verlierens wert. Die Hauptsache ist: Nur sich selbst nicht verlieren! Sie sind wissend geworden, sagt Gog. Was die bürgerliche Gesellschaft gar nicht zu begreifen vermag, ist dies: daß auch die Landstraße dem Menschen, ihrem Menschen, viel geben kann! Nicht materiell; da leiden sie viel Hunger; da haben sie nicht immer für die Nacht ein Dach überm Kopf. Aber für den inwendigen Menschen. Da lese ich in einer Aphorismenreihe (Nr. 1/2, 1928) Worte von Erich Herbertsen. Er sagt:

Die Quellen wahrhaftigen Lebens — die Herzen — verdorren (in der Atmosphäre der bürgerlichen Gesellschaft) immer mehr. Um unser Herz zu wahren, darum sind wir Vagabunden.

Der einzige Wert des Vagabunden ist sein Herz.

Mancher zog schon aus, sich selbst zu suchen, und da er nichts fand, wurde er ein „nützliches Glied" der bürgerlichen Gesellschaft. Seitdem nennt er alle Vagabunden Tagediebe. Mancher aber, der sich fand, entdeckte, daß er ein Vagabund sei, und ward glücklich dabei.

Aber wenn er auch von der Landstraße sagt:

... sie nimmt Jeden willig auf; sie fragt nicht lange, woher und wohin, gibt nichts auf Rang und Würden, Keinem schenkt sie auch nur einen Kilometer ... und sie läuft dir nicht davon — auf Manchen hat sie schon jahrelang gewartet und ist dann auch nicht böse gewesen ...

— so weiß er doch auch von den Gefahren der Landstraße zu reden, denn er sieht täglich ihrer Viele, die diesen Gefahren erliegen. Warnend erhebt er den Finger:

Die Landstraße ist eine Macht! Nur wer stärker ist als sie, darf sie sich zur Lebensgefährtin erküren. Alle Anderen macht sie zu ihren Sklaven, zu „Bettlern" und „Lumpen". Vagabunden sind freie und stolze Menschen und stark gegen eine ganze große bürgerliche Gesellschaft und ihren Amerikanismus.

3

Wir sehen also hier einen gewiß beachtenswerten Versuch, in die gewaltigen, fast könnte man sagen beängstigenden Heermassen der Landstraße den Geist einer höheren, durchaus nicht unreligiösen Weltanschauung zu tragen. Wie weit sich nun diese schwer zu erfassende, weil immer in Bewegung befindliche Masse von diesem Geiste erfüllen lassen wird, ist eine Frage, deren Beantwortung ganz von der ferneren Entwicklung dieser jungen Bewegung abhängt. Denn hier gibt es viele Widerstände. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier eine Menschenschar vor uns haben, die in täglichem Ringen und Kämpfen mit Hunger und allerlei Elend — und nicht zuletzt auch mit der Polizei — steht und schon deshalb nicht viel übrig hat für philosophische oder ethische Erwägungen; die verbittert, ja geradezu mit Haß erfüllt ist gegen das seßhafte Bürgertum und seine satte, pharisäische Moral und doch in innerster Seele hungert nach Gerechtigkeit, nach Liebe, nach Verständnis für ihre trostlose Lage; die also vor allem Brot braucht, d. h. werktätige Hilfe! Eine Lösung der hier vorhandenen sozialen Frage liegt für den Gogschen Kreis keineswegs darin, daß man die heutige bürgerliche Gesellschaftsordnung etwa in eine sozialistische oder gar kommunistische umbiegt. Denn dann würde ja „der verfaulte Kern dieser Gesellschaft mit herüber in die neue Ordnung genommen werden." Die soziale Erlösung, der Neubau der künftigen Gesellschaftsordnung kann nur erfolgen, indem „der Einzelne den Weg zu sich, seinem Menschentum, seiner verlorenen Urkraft gehen muß, um sich zu finden." Es bedarf also für den „Vagabunden" gar keines Anschlusses an eine besondere revolutionäre Klasse. (Hans Tombrock, Der Kunde, Heft 1/2, 1928).

Für uns erhebt sich nun die Frage, ob nicht doch, d. h. trotz der grimmigen Feindschaft, die in den Heften des „Kunden" auch der evangelischen Kirche und Geistlichkeit entgegengebracht wird, ein Weg gefunden werden könne, hinüber zu dieser „Bruderschaft der Vagabunden"; ein Weg nicht nur zu einer Verständigung, sondern zu einem gegenseitigen Vertrauen. Man sollte meinen, daß das möglich sein müsse. Es hat in dieser Vagabunden-Zeitschrift viele Stimmen, die von den höchsten Dingen, von Gott und Jesu Sendung ehrfürchtig reden, wenn auch nicht in der Sprache Kanaans und im Kanzelton. Da ist zunächst Gog selbst. Er bekennt, wie ihn „das ungeheuerliche Geschehen der Abendmahlsszene zwischen Jesus und Judas, die beide schicksalverhaftet und geheimnisvolle Blutsbrüder seit Anbeginn" sind, immer wieder bis ins Mark erschüttere (3/4, 1928, S. 14):

Mensch! Mensch! Ahnst du wenigstens, wer dieser Jesus von Nazareth war, der seinem Bruder half, sein Schicksal zu erfüllen? Diesem Bruder Judas, der seinen letzten Kampf mit dem Schicksal kämpft, wild sich wehrt, seinem Schicksal zu entgehen trachtet, kämpft, verbissen, stumm, wie es seine Art ist — hilft, indem er selbst zu ihm spricht: Was du tun willst, das tue bald ...?

Oder man lese die Betrachtungen des Maximilian Boblenz „Verdammte wir dieser Erde". Zuweilen ist die Sprache hier geradezu grotesk, aber hinter dieser absonderlichen Form lebt eine Fülle großer und tiefer Gedanken. Ich greife nur einige davon heraus:

Wo allein kann die wirkliche Freiheit (von der Angst um den Untergang der Form, also vom Tod) zum Leben erlebt werden? Im Geist! Nur in Seinem (Gottes) Geist. Der ist nicht verwandt mit dem, was die Welt Geist nennt, nicht mit der Vernunft (die trotzdem durch Ihn ist), am wenigsten mit Geistreichigkeit. Königlich, hoch über allen Götter- und Gottgedanken, Erde und Himmel vernichtend und nach Belieben erschaffend — — allmächtig, ja, allmächtig ist dieser Geist. Er ist der Heilige Geist! Sein Geist! Ist Gott selber ... Gott also, der Allmächtige, ist die Freiheit! Der also kann Alles, was du nicht kannst. Und was kein Gigant, kein Genie, kein Luzifer kann. Er kann deine Liebe zu unvorstellbarer Herrlichkeit und Sicherheit machen, kann alle politischen, kulturellen und religiösen Fragen lösen, er nimmt dir jede Furcht, jede Ohnmacht und sichert alle deine Instinkte. Lächelnd gehst du über die Erde, durchschaust alle Schwierigkeiten, welche dir sonst Unlösbarkeiten bleiben müssen. Lächelnd gehst du von der Erde, gehst über dich selbst hinweg. ... Gott — konstatierte der Genialste aller Irrsinnigen und der Führer aller modernen Intelligenzen — Gott ist gestorben. Also bleiben, als maßgebende Macht und Intelligenz, nur wir selbst übrig. Solange aber wir uns höchste Instanz sind, bleibt der Tod unser rechtmäßiger Herr und Gebieter. (Das vergaß der Geniale [gemeint ist Nietzsche] mitzukonstatieren.) Und solange wir solchen Herrn über uns haben, kann von Freiheit keine Rede für uns sein. ... Wir lieben diesen unangenehmen Herrn nicht. Wir lieben überhaupt keinen Herrn, es sei denn, er sei gleichzeitig unser Geliebter. Welcher Herr aber könnte gleichzeitig unser Geliebter sein? Es könnte nur der Einzige sein, der mit dem Tode ganz und gar keine Ähnlichkeit hat. Es ist der, in dem der uns so durchaus widerliche Begriff „Herr" nicht in dem Sinne vorhanden ist, den er sonst überall hat. ... Und gerade dieser Einzige, den wir darum lieben könnten, weil in ihm alles anders und herrlicher ist als in uns, ist gestorben — — nach dem Zeugnis des weisen Nietzsche und aller Prachtintelligenzen, die mit ihm verwandt sind. Dann allerdings! ... Wenn wir demnach Gott den Herrn nennen, so enthält das Wort Herr hier schlechthin nichts von dem Widerwärtigen, das uns sonst unweigerlich von allem Herrentum abschreckt. Dieser Herr ist gar kein Herr, sondern etwa der Herr, d. h. der Spender aller Herrlichkeiten, das Jenseits aller Knechtschaften. Indem er uns all unser Herrentum wegnimmt, befreit er uns damit ausgerechnet von der Knechtschaft. Und indem wir dieses Herren Knechte werden, werden wir dadurch in Wirklichkeit Herren. ... In

Ihm dreht sich alles um. Aber auch Alles! Er — und allein Er ist die Umwertung aller Werte. Aller Werte nämlich, die nicht aus und von Ihm sind. Alles, was von uns kommt, wertet Er um. Und dessen ist nicht wenig! ... Was aber tat unser prächtiger Bruder Nietzsche? Der wertete gerade Seine Werte um. Machte sie zu Unwerten. Er war der — selbst bewußt posierte — Antichrist. Was im Grunde noch etwas ganz Anderes bedeutet als gerade Antichrist. Es bedeutet den stärksten Prediger des Todes, nämlich des geistigen Todes, der je gelebt hat. Es bedeutet Antigeist! Ungeist! ...

Wo uns also aus dieser „Bruderschaft der Vagabunden" (neben manchem Häßlichen) solche Töne entgegenklingen, da, sollte man meinen, müßten mit großer Sorgfalt auch von uns die Fäden aufgenommen werden, die von dort aus noch zur „Bruderschaft Jesu" hinüberleiten. Das ist freilich nicht im Sinne von irgendwelchen theologischen Auseinandersetzungen gemeint. Wie schon gesagt: hier muß praktische Arbeit, tätliche Hilfe geboten und geleistet werden. Wie das geschehen kann? Darüber gibt uns der erste „Jahresbericht der Evangelischen Landstraßen-Mission" (1927/28) sehr wertvolle Aufschlüsse und Anregungen. Der Missionsleiter, Schriftsteller Ommerborn (Barmen-Langerfeld, Westfalenstraße 29) hat diesem Bericht ein Geleitswort vorgesetzt, in welchem er drei Hauptforderungen aufstellt:

Her mit Arbeit oder Sicherung (d. h. Sicherstellung der wirtschaftlichen Existenz) der wandernden Arbeitslosen, und das furchtbare Landstraßen-Problem ist gelöst; her mit einer besseren christlichen Gerechtigkeit, und das Sittlichkeitsproblem der Landstraße ist gelöst. Wir alle sind mitschuldig an der Landstraßennot; wir alle müssen uns zu einer besseren, der Wahrheit entsprechenden Einstellung bereit finden!

Und in seinem Aufruf zur Konferenz der evangelischen Landstraßen-Mission, die Ende September d. J. in Freiburg i. Br. stattgefunden hat, sagt Ommerborn (Heft 5 der Monatsblätter „Heimatlos und Arbeitslos", Herausgeber Prediger J. Schwarz, Vörstetten bei Freiburg i. Br.) die treffenden, markigen Worte:

Die Kirchen predigen, wie seit Jahrtausenden: „Es muß Reich und Arm geben, Gott hat es so gemacht", werfen also in aller Öffentlichkeit die elementarsten Grundsätze Jesu Christi über den Haufen. So muß man geradezu sagen, daß Deutschland heute an dem Fluch, der auf der Armut lastet, zu Grunde geht, denn aus dem Elend kommt die Vergeltungssucht. Die wohlanständige, wirtschaftlich mehr oder weniger gesicherte Gesellschaft aber lebt unter einer Tarnkappe von Illusionen. Die größte Illusion ist, daß sie aus diesem Chaos, so oder so, wieder heraus kommen wird. Die tollste Illusion ist, in den hunderttausend Vagabunden eine verfluchte Riesenrotte von sittlich und sozial Minderwertigen zu sehen, von Faulenzern, Säufern, Asozialen, Verbrechern und dergleichen und sie „erziehen" zu wollen. Die furchtbarste Illusion aber ist und bleibt, das Landstraßen-Problem mit der kalten Faust, statt mit der warmen Hand lösen zu wollen.

Wer die Hefte der „Bruderschaft der Vagabunden" liest, wird nicht nur einen tiefen Einblick in eine hier aufstrebende geistige Bewegung erhalten, sondern wird auch durch sie herangeführt werden an ein soziales Elend, an ein Massenelend, wie es grauenhafter, größer, verwüstender und hoffnungsloser kein anderes gibt. Und wer die Monatshefte der evangelischen Landstraßen-Mission liest, wird nicht nur dieses Massenelend von einwandfreier Seite bestätigt finden, sondern auch allerlei brüderliche Winke erhalten, wie er an seinem Teile mithelfen kann, dieser „himmelschreienden Not" (Ommerborn) mit entgegenzuarbeiten. Darum sage ich: Keinem evangelischen Pfarrhause in deutschen Landen, keinem gläubigen Lehrer, keiner evangelischen Familie sollten diese beiden Zeitschriften unbekannt bleiben; ja, sie sollten auch in den Bestand aller Vereine und sonstigen Gemeinschaften aufgenommen werden. Prediger Schwarz kann berichten, wie gerade die evangelischen Pfarrhäuser „von den Brüdern der Landstraße in Anspruch genommen werden", und bemerkt dabei: „Es muß einmal gesagt werden, daß in diesen Häusern diesbezüglich viel Not gestillt wird ... In einem Pfarrhause traf ich einen Landstraßenbruder an, der durfte den ganzen Winter im Pfarrhaus wohnen ..."

Eine andere Einstellung auch zum Vagabunden-Problem! ruft uns Ommerborn zu. Auch von dieser Einstellung gilt, was einst Jesus seinen Volksgenossen gesagt: Wenn nicht eure Gerechtigkeit vorzüglicher ist als der Pharisäer Gerechtigkeit, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen! Was heißt das? Dies ist der Sinn: So werdet ihr das Reich Gottes auf Erden nicht schaffen!

Dresden Richard E Funcke

Walter Hasenclever

1. Der Jüngling: die Verherrlichung des Weltrausches. 2. Der Politiker: der Aufruf zum Weltfrieden. 3. Der Okkultist: die Vertiefung in Welträtsel. 4. Der Zyniker: die Entthronung des Weltherrschers

Wer wußte vor drei Jahren etwas von Walter Hasenclever? Die meisten erinnerten sich wohl noch dunkel an den „Sohn" oder an die „Antigone"; einige Bühnen spielten dann und wann eins seiner Stücke. Im übrigen interessierten sich nur die Fachleute der Literaturwissenschaft für den Dichter. Das ist völlig anders geworden durch die Komödien „Ein besserer Herr" und „Ehen werden im Himmel geschlossen". Seitdem ist Hasenclevers Name in Aller Munde. Besonders das letzte Stück hat ihn berühmt gemacht. Die eifrige Bekämpfung, die es in christlichen, der modernen Bühne sonst fernstehenden Kreisen gefunden hat, trug bekanntlich nicht wenig dazu bei. In der „Christlichen Welt" war Beachtliches über das umstrittene Stück zu lesen. Doch litt hier wie überall die Erörterung darunter, daß man die „Ehen" isoliert betrachtete. Nirgendwo hat man meines Wissens das ganze übrige Werk des Dichters herangezogen. Das aber ist dringend nötig. Wie will man über die „Ehen" urteilen, wenn man Wesen und Entwicklung Hasenclevers nicht kennt? Ich suche hier das Wichtigste herauszuheben von literarischen Beziehungen absehend*), die Entwicklung des Dichters vielmehr, von innen her verfolgend. In vier Phasen scheint mir Hasenclevers Verhältnis zur Welt und damit seine Dichtung zu verlaufen**).

1

Es ist kein Zufall, daß die Sammlung früher lyrischer Gedichte Hasenclevers den Titel „Der Jüngling" trägt. Hasenclever trat als dichtender Jüngling auf, „Jüngling" mit dem Bedeutungsgehalt, den das Wort in der gegenwärtigen Sprache angenommen hat. Eben herangewachsen, noch recht unreif, in die Welt eingetreten, in viel Neues gestürzt, von den Dingen gefesselt und abgestoßen, an dieses und jenes hingegeben, wenn auch nicht ganz, bereits blasiert, sich nach immer stärkeren Sensationen sehnend, von Leidenschaften und Gefühlen voll, aber nie ohne Mitwirkung des Verstandes, intellektuell-sentimental könnte man sagen, ganz darauf eingestellt, das Leben kennen zu lernen und auszukosten, von einem unbändigen Freiheits- und Selbständigkeitsdrang erfüllt, vom eigenen Ich und seinen Trieben bestimmt, schwankend, unklar, manchmal schwach und weich ... so ungefähr ist der 23jährige Hasenclever, der mit lyrischen Gedichten und dem Drama „Der Sohn" in die Öffentlichkeit tritt. Er war wirklich ein Jüngling, nicht so schlimm, wie es nach dem „Sohn" erscheinen könnte, nicht so böse wie er sich selbst in einer kurzen, für die Symphonie jüngster Dichtung „Menschheitsdämmerung" geschriebenen Selbstbiographie hinstellt:

Geboren am 8. Juli 1890 in Aachen, wo ich noch heute in Verruf bin. 1908 im Frühling Abiturientenexamen, kam nach England und studierte in Oxford. Hier schrieb ich mein erstes Stück;

*) Über seine Eingliederung in den Expressionismus, die hier entscheidend ist, vgl. Knevels: Expressionismus und Religion Tübingen J. C. B. Mohr, 1927.

**) Hasenclevers Werke sind jetzt im Propyläenverlag, Berlin, in Einzelausgaben erschienen.

die Druckkosten gewann ich im Poker. 1909 war ich in Lausanne, dann kam ich nach Leipzig, wo ich den Herausgeber dieser Anthologie kennen lernte. Eingeführt von ihm in die Bezirke der Liebe und Wissenschaft, überflügelte ich bald den Meister. Ich reiste mit ihm nach Italien und frequentierte die Ärzte ...

Man ist versucht, zu sagen: Nein, so interessant und gefährlich bist du nicht! Alle, teilweise noch recht ungegorenen und widerspruchsvollen Äußerungen seines beginnenden Dichtertums kann man wohl in seinem Sinn zusammenfassen unter das Wort „Weltrausch". Aber gewichtig und gewaltig, gar dionysisch, darf man das Wort nicht nehmen, sondern nur im Sinn eines gesteigerten Weltgenießens. Auf diesen Ton ist auch das Drama „Der Sohn" (1914 geschrieben) gestimmt. Der Sohn hat eine hemmungs- und grenzenlose Sehnsucht nach Freiheit und Genuß, nach Abenteuer und Vergnügen. Er ist unglücklich unter der Zucht seines Vaters, der ihn zur Schularbeit zwingt und vom „Leben" fernhält. Sein Durchfallen im Abitur führt zur Auseinandersetzung mit dem Vater, in die er, durch einen Freund gesteift und durch eine Liebe zum „Fräulein", der Haushälterin, geschwellt, „ekstatisch" eintritt. Er bittet den Vater, ihm Verständnis entgegenzubringen und ihn ins Leben hinauszulassen. Der Vater schlägt ihn. Nun ist er sein Feind geworden, erklärt der Sohn, gründet Nachts einen Bund der Jungen gegen die Alten und verbringt den Rest der Nacht mit einer Dirne. Sein Freund verrät dem Vater seinen Aufenthalt, um die Entscheidung herbeizuführen, und verlangt vom Sohn, daß er diesen töte. Von einem Polizeikommissar zu ihm zurückgebracht, fordert der Sohn heftig Rechenschaft und Freiheit. Der Vater weist ihn ab. Da erhebt der Sohn gegen den Vater den Revolver. Der Vater sinkt, vom Schlag getroffen, tot nieder. Der Sohn aber sagt zu dem Fräulein, er habe die Macht des Todes nicht gescheut, um dem Lebendigen sich zu verbünden, und er sei nun fähig, Kraft zur Freiheit in Menschen zu verkünden.

Das Drama soll natürlich die große geistige Bewegung der Zeit versinnbildlichen: die Erneuerung der Jugend und ihre Loslösung von der alten Generation. Aber der Sohn ist zu geist-los, als daß er Symbol irgend einer Geistigkeit sein könnte. Wonach er sich sehnt, ist an Geist noch ärmer als die Welt, von der er sich gedrückt und gehemmt fühlt. Was will denn dieser Sohn? Er will in Gesellschaften gehn, Brillandnadeln tragen, Auto fahren, Süßigkeiten essen, mit Tänzerinnen soupieren und Ähnliches. Keine neue Welt, auch kein Brausen und Grollen der Empörung, sondern ein verhältnismäßig harmloser, jungenhafter Freiheitsdrang. Die Aufregung konservativer Kreise über das Werk tat diesem Jüngling gar zu viel Ehre an.

Wenn wir noch etwas tiefer dringen, so hat der Weltrausch des Jünglings Hasenclever eine idealistische Betonung, die Welt von innen her zu schauen, zu genießen und damit neu zu erschaffen. Die naive Freude „Ich bin vorhanden" wird zur Überzeugung von der Ewigkeit des Menschenwesens, die ihren kraffen Ausdruck etwa in folgenden Zeilen eines Gedichts findet:

Wenn du am Aussatz stirbst, im Hafen von Algier hungerst,
Wenn kein Polizist dir nächtlichen Ausgang erlaubt,
Wenn du in Freudenhäusern am Trauerkamine lungerst —
Aus vergänglicher Spur erhebe dein ewiges Haupt!

Dichterisch wirft diese Periode des Hasencleverschen Schaffens wenig ab.

2

Zum bedeutenden Dichter wurde Hasenclever erst durch den Weltkrieg. Er wurde zum politischen Dichter. Das Ziel, das er sich setzte:

Aus den Zisternen unterirdischer Gruben
Aufstößt sein Mund in Städte weißen Dampf,
Im rasend ausgespritzten Blut der Tuben
Langheulend Arbeit, Pause, Nacht und Kampf.

Aber wo er so dick und derb vorgeht, ist er gar nicht in seinem Element, und es klingt fast kindisch, wenn er in dem gleichen Gedicht vom politischen Dichter sagt:

Er wird ihr Führer sein. Er wird verkünden.
Die Flamme seines Wortes wird Musik.
Er wird den großen Bund der Staaten gründen.
Das Recht des Menschentums. Die Republik.

Viel stärker und echter ist Hasenclever, wenn er ohne zu schreien und ohne zu trompeten, von der Sehnsucht nach dem Menschen, nach dem anderen Menschen kündet, die auch in ihm erwacht ist. Auf den Tod von Jaurès schrieb er ein wundersames Gedicht, um deswillen man den Dichter liebhaben könnte:

Sein reines Antlitz in der weißen Klarheit
Des Irrtums grauenvolle Spur verließ.
Sie haben ihn gemordet, Geist der Wahrheit,
Trost der Armen von Paris.

Ihn traf die Kugel, deren Schlacht er ahnte
Und geißelte vor seinem Land.
Der allen Menschen einen Frieden bahnte,
Sank hin am Schlag der Bruderhand.

Gott hob ihn aus dem Ende dieser Zeiten,
Ließ ihn nicht mehr die Verzweiflung sehn.
Sein gutes Auge half den Weg bereiten.
Er ist uns nah. Er wird uns auferstehn.

Hasenclever fühlt sich in dieser Periode durchaus als Politiker. Er will eingreifen in Weltgeschehen und Völkerwelt, er will wirken für Frieden, Menschlichkeit, Bruderschaft, Liebe. So schon in dem Kriegsdrama „Der Retter" (1915 geschrieben), einer Gegenüberstellung des Heldentums des Schwertes (Feldmarschall) und des Opfers (Dichter).

Das bedeutendste Werk dieser Phase aber ist das Drama „Antigone" (1910 geschrieben). Ein Vorrevolutionsdrama. In den Tiefen des Volkes grollt es. Der Königsthron wankt. Die Kriegsbegeisterung hat sich ausgeleiert. Antigone ist entmythisiert sozusagen; es ist eine fast moderne Gestalt geworden, doch ist die griechische Einkleidung geschickt gewahrt. Kreon trägt deutlich die Züge Wilhelms des Zweiten und seines Gottesgnadentums. Er hat verboten, daß Polyneikes ein ehrliches Grab bekomme; auf dem Schlachtfeld soll er liegen bleiben, Hund- und Vogelbeute. Antigone, die ihn begraben hat, wird von Kreon in die Leichenkammer, wohin sie den Bruder bettete, gesperrt, daß sie dort verhungere. Aber am Ende wandelt sich Kreon, als Teiresias ihm die armseligen Opfer des Krieges erscheinen läßt: „Blutende mit offenen Wunden. Frauen, Männer mit Messern in der Brust. Wahnsinnige blöken. Zerfetzte Gliedmaßen. Kinder stolpern zwischen den Leichen." Antigone zu retten, ist es zu spät. Sie hat sich erhängt, als Opfer. (Begründung unklar). Der König bricht auf, seine Schuld zu sühnen. — Die Tendenz des Dramas ist rein. Es ist eine Absage an den Haß. Eine Predigt des neuen Gesetzes der Liebe. Ein Aufruf zum Glauben, daß die Liebe siegen wird. In einer Rede ans Volk sagt Antigone — ein Wort, das jetzt zu denken geben kann —:

Ihr alle, die ihr sagt: Krieg, Feind, Ehre —
Hört euer Herz, verschüttet im Staub
Geplünderter Häuser, geschändeter Tempel.
Euer Herz ist der Feind. Wir sind alle schuld.

Und im Gedanken an die Toten des Kriegs:

Sie alle, die aus der Welt gestorben,
Rufen euch Liebe und Liebe ins Herz.

Ein Abrücken aus der Welt der Politik stellt das Drama „Die Menschen" dar (1918), das aber durchaus noch den Anspruch macht, ein Menschheitsdrama zu sein. Es hat einen sehr tiefen und edlen Ansatz, der Ethik des Christentums ganz nahe. Ein Ermordeter wird wieder lebendig, predigt Liebe und bekehrt seinen Mörder zur Güte. Leider ist die Form derart exzentrisch (nur Regiebemerkungen und abgerissene einzelne Worte), daß eine Bühnenwirkung ausgeschlossen ist. Endlich — als Zeugnis der starken Veränderung Hasenclevers seit seiner ersten

Periode — sei auf ein Gedicht hingewiesen, von dem Niemand annehmen würde, daß es vom Verfasser des „Sohnes" stammt. Es heißt „Die Todesanzeige":

Ich las einer Mutter Wort, wo die Todesberichte sind:
'Mein irrgeleitetes, desto inniger geliebtes Kind'.
Da neigte zu meinem Bette sich viele Trauer hin:
Ich weiß, daß ich auch verirrt, das Kind einer Mutter bin.

3

Es dauerte nicht lange, da hatte sich Hasenclever von der politischen Dichtung wieder ganz abgewandt. Gewiß haben da Enttäuschungen mitgespielt, die er bei seinen Gesinnungsgenossen und im Verlauf der Revolution erlebt hatte — ähnlich wie Toller, der in dem Drama „Masse Mensch" sich von der Masse lossagte, um sein Menschentum zu wahren. Aber Hasenclever kehrt sich in seiner Dichtung nicht nur von der Politik, sondern von den großen Weltproblemen überhaupt ab. Sein Wesen blieb nicht der Gemeinschaft treu, sondern kehrte zum Ich zurück, zum Einzelmenschen. Das Kriegs- und Umsturzerlebnis blieb nicht haften. Hasenclever näherte sich allmählich wieder der Region, in der er vor dem Kriege lebte, wenn auch in wesentlich tieferer Weise. An der Grenze steht der Film „Die Pest" (1920), der erste als Buch gedruckte Filmtext, ein Aufschrei des an Leib und Seele gequälten Menschenwesens. Man wird das im Auge behalten müssen, wenn man die „Ehen" beurteilt.

Tiefer noch in die Hintergründe des Menschenwesens und Menschenleides begibt sich das Drama „Jenseits" (1920), dichterisch meiner Meinung nach sein bestes. Eins der ersten okkulten Dramen der Neuzeit; Vorläufer von Wilhelm von Scholzens „Wettlauf mit dem Schatten" und „Gläserner Frau". Nur zwei Personen, Raul und Jeane, treten auf. Raul erfährt durch eine Erscheinung den Tod seines Freundes, des Gatten Jeanes. Das treibt ihn zu Jeane, die ihren Mann sehnsüchtig von der Reise zurückerwartet hat, und er teilt ihr das Schreckliche mit. Jeane wird ohnmächtig; erwachend, verwechselt sie im Halbbewußtsein Raul mit ihrem Mann und verbringt mit ihm die Nacht. Am Morgen schämt sie sich. Aber sie kommt nun nicht mehr von Raul los. Zugleich hängt sie noch an dem Verstorbenen, dessen Segen sie erbittet. Raul schießt nach dem erscheinenden Schatten des Toten und löst dadurch Jeane tatsächlich von ihm. In demselben Augenblick aber bemerkt sie, daß sie ein Kind trägt von ihrem Mann. Dieses Kind tritt nun zwischen sie und Raul, der es haßt. Er verläßt sie. Magische Gewalt zieht ihn aber zu ihr zurück. Er küßt sie und ersticht sie im Kuß. Im Grunde aber stirbt er, und sie lebt; sie wird sich neu verkörpern, er aber liegt lebendig im Grabe. Man muß mit dem Okkultismus vertraut sein, um dieses Drama zu verstehen. Was es mit der christlichen Weltanschauung verbindet, ist die Überzeugung, daß aus anderen Wirklichkeitssphären Mächte hereinwirken in unser Erdendasein. Die Jenseits- und Unsterblichkeitsvorstellung ist nicht die christliche, ebensowenig wie in dem poetisch schönen Gedicht „Auf den Tod einer Frau":

Wenn du dich neigst am Saum des Himmels,
Sommerentlaubt:
Wir bleiben zurück.
Wir öffnen die Augen,
Wir sehen dein ewiges Bild.
Nun weißt du Alles,
Träne und Hoffnung,
Die Welt des Leides, die Welt des Glücks.
Erlöste Seele, geliebte Seele,
Schwester unser,
Die Heimat ist da!

4

Als Hasenclever das Lustspiel „Ein besserer Herr" (1926) erscheinen ließ, konnte man annehmen, daß er sich von seiner ernsteren Arbeit etwas habe erholen wollen. Aber die Einstellung des Ganzen wirkt doch recht unerfreulich. Der Held ist ein Betrüger, der sich einer ganzen Anzahl von unverheirateter Frauen reiferen Alters nähert, in ihnen verspätete Gefühle erweckt, ihnen Liebe vorheuchelt, die Ehe verspricht und auf diesem Wege aus ihnen die größten Geldbeträge und Geschenke herauspreßt. Dieser Mann wird in dem Stück bewundert. Er erwirbt sich die Liebe eines frischen, reichen und schönen Mädchens und eine Stelle als Generaldirektor im Geschäft ihres Vaters, der von seinem Organisationstalent entzückt ist. Das Lustspiel schließt mit dem Wort „Es lebe das Geschäft". Es scheint auch unter diesem Gesichtspunkt von Hasenclever geschrieben worden zu sein!

Jedenfalls bemerkte Hasenclever, daß er damit den Geschmack des Publikums getroffen hatte — und schrieb die Komödie: „Ehen werden im Himmel geschlossen" (1928). Der Salon einer eleganten Frau. In die Dekorationen sind kunstvoll die Embleme des Himmels verflochten. Die Deckenbeleuchtung besteht aus Sternbildern, ein großer Spiegel stellt die Sonne dar, eine Stehlampe hat die Gestalt des Mondes. Das Tischtelephon hat die Form einer Schlange, der Lautsprecher die des Höllenrachens. Die heilige Magdalena probiert ihr Kleid an. Ihr Sinn steht auf Schmuck und Flirt. Petrus, der Sekretär und Finanzminister des lieben Gottes, klagt über Geldmangel. Die Kirchensteuern gehen schlecht ein, die Engel kosten ein Vermögen, die Reparaturen gehen in die Millionen. Aber diesmal läßt er sich noch erweichen, die Schulden der Magdalena zu zahlen; er bekommt einen Kuß und einen Whisky. Nun erscheint der liebe Gott, etwas verspätet durch ein Golfspiel. Er gleicht einem alten englischen Lord. Sportanzug, kurze Hose, Pfeife im Mund, bartlos, hat eine Mütze auf dem Kopf und trägt ein Monokel an seidener Schnur. Er lehnt es ab, Choräle im Radio zu hören, amüsiert sich über die Dissertation eines Heidelberger Studenten, ob Gott das Böse zulassen könne, und unterschreibt eine Konzessionsverlängerung der Generaldirektion der Marskanäle. Prozesse, Denkschriften, Petitionen, Beschwerden, machen ihm das Leben schwer. Er will sich pensionieren lassen. Er könne ja doch nichts machen. Die Ordonnanz, Soldat mit Flügeln meldet, daß drei Selbstmörder angekommen seien. Ihr Motiv: unglückliche Liebe. Magdalena bittet Gott, diese wertvollen Menschen noch einmal auf die Erde zu schicken. Gott will das nicht, aber gibt schließlich nach: seine letzte Tat vor der Abdankung. Oder vielmehr seine erste, da er ja noch nie in das Weltgeschehen eingegriffen hat. ...

So geschieht es. Auf einer Autotour verlieben sich Frau Renée und Tonio, ein Student. Dieser bekennt seine Liebe Felix, dem Gemahl Renées. Felix aber erkennt ihn gar nicht als Nebenbuhler an; Renée solle nur mit Tonio gehen; er werde sie doch nie verlieren, und sie könne jederzeit zu ihm zurückkehren. Tonio fühlt sich unterlegen und erschießt sich. Renée fährt sich und ihren Gatten mit dem Auto in den Tod. Nun sind die drei wiederum durch Selbstmord in den Himmel angelangt! Was soll mit ihnen geschehen? Im Himmel ist sowieso Aufruhr, weil Gott sich eingemischt hat. Magdalena schlägt vor, die drei Menschen noch einmal auf die Erde zu schicken, und zwar wolle sie es arrangieren, sie versteht ja mehr von der Welt als Gott. ...

Die drei sind nun wieder auf der Welt, als arme Leute. Renée ist mit dem jüngeren Mann, Tonio, verheiratet. Der ältere, Felix, ist Schlafbursche bei ihnen. Tonio hat für Renées Schönheit keinen Sinn mehr, während Felix sie bewundert. Die beiden Männer gehen mit Messern aufeinander los. Da kommt der liebe Gott als Kommerzienrat mit Magdalena und Petrus ins Zimmer. Wenn sie sich nicht vertragen können, sollen sie sich trennen, sagt er, und bietet Felix eine andere Stelle mit freier Wohnung. Felix will nicht. Nun trägt Gott dem Tonio an, ihn auf der Hochschule studieren zu lassen. Auch dieser lehnt ab. Als die Sirene erschallt, eilen Beide zu ihrer Arbeit. Gott bringt es nicht fertig, sie davon abzuhalten;

sie sagen, nicht er habe zu bestimmen, sondern die Betriebsleitung. Auch der Versuch der Magdalena, Renée mit sich zu nehmen, schlägt fehl. Renée stürzt den beiden Männern nach, um ihnen die vergessenen Stullen zu bringen. Gott sagt: „Siehst du, ich kann den Menschen nicht helfen. Es hat sich nichts geändert." Magdalena fragt, wer denn nun die Betriebsleitung sei. Der liebe Gott geht zur Rampe und sieht ins Publikum. Er will etwas sagen, aber er stockt. Wäre er ein Schauspieler, würde er sagen: „Das weiß der Teufel!" Er zuckt die Achseln, dreht sich um und geht mit Petrus und Magdalena ab.

Die Betriebsleitung ist das Schicksal. Gott kann nichts gegen das Schicksal machen. Er ist ja nur ein Produkt der Phantasie der Menschen. So sagt er von sich:

> Man beschuldigt mich, das Weltall geschaffen zu haben, und macht mich für seine Schwächen und Unvollkommenheiten verantwortlich. Der Fall liegt umgekehrt. Die Menschen haben mich erschaffen. Unfähig, sich selbst zu regieren und ohne Illusionen zu leben, haben sie in mir ein höchstes Wesen verkörpert, das ihren Bedürfnissen entspricht.

Also ganz Feuerbach! Soll damit nur eine falsche Gottesvorstellung oder der ganze Gottesglaube getroffen werden? Sicher das Letztere. Ich kann nicht verstehen, wie man überhaupt der ersten Meinung sein kann (die auch in der Christlichen Welt vertreten wurde). Hasenclever bekämpft jeglichen Gottesglauben. Die Menschen sind völlig auf sich selbst angewiesen. Sie können nur selber sich erlösen. Eine andere Frage ist es natürlich, ob der Christ aus solcher Ablehnung des Gottesglaubens Lehren ziehen und falsche Vorstellungen von Gott korrigieren kann. Selbstverständlich muß ihm alles Derartige Anlaß zur Selbstprüfung sein. Das hat aber mit der Bewertung des Stückes nichts zu tun. Man kann wohl sagen: Hasenclevers „Ehen" bedeuten künstlerisch und weltanschaulich einen starken Abstieg des Dichters. Der Ton ist so salopp, daß sich nicht nur der Fromme, sondern Jeder, der Ehrfurcht vor der Religion Anderer hat, abgestoßen fühlen muß. Das einzige Tiefere, das von früher her anklingt, ist die Erkenntnis der Leidgebundenheit des Menschenwesens und der Unzulänglichkeit dieser Welt. Aber da ist doch größer die Anklage, die Antigone gegen Gott schleudert:

> Hat Gott, als Kreon sich vermaß,
> Zu treten auf den armen Leib des Toten,
> Erdbeben, Feuerbrände ausgesandt,
> Das Maul des Spötters zu ersticken?
> Gott schwieg.

Da war noch Ernst. In den „Ehen" herrscht Seichtheit und Zynismus. In Hasenclever liegen weit bessere und tiefere Möglichkeiten. Werden sie in neuen Werken des Dichters Gestalt gewinnen?

Heidelberg Wilhelm Knevels

Manchem unsrer Leser wird es reichlich antiquiert vorkommen, daß wir noch einmal auf Hasenclever und seine im Himmel geschlossenen Ehen zurückkommen. Aber einmal sind wir Hasenclever noch schuldig, daß wir sein ganzes Werk in Betracht ziehen. Und soeben erscheinen ja die „Ehen" immer neu auf dem Spielplan und erregen immer wieder die gleichen Sensationen und Diskussionen. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, das Stück zu sehen. Die letzte Aufführung der vorigen Wintersaison im Deutschen Theater in Berlin. Es wurde sehr diskret gegeben. Ich habe, nachdem ich mich über den frechen Wurf hinweggesetzt hatte, ausdrücklich den „lieben Gott" auf die Bühne zu bringen und seiner Wahrscheinlichmachung einige unantastbare Bibelsprüche zu opfern, doch sehr stark unter dem Ernst der Handlung gestanden. Der zweite und vierte Akt bedeuten in der Dichtung mehr, als der vom ersten und dritten Akt Verstimmte in sich aufzunehmen vermag. Es kommt, wie ja beim heutigen Theater überhaupt, unendlich viel auf den Regisseur an. Unterstreicht er die Karikatur, die Polemik, so kann es ein unerträgliches Stück werden. Bringt er das Weltanschauliche, die Problematik heraus, so ist es eine Frage, die man sich vorlegen lassen muß. Die Intendanten, die dafür verantwortlich sind, ob oder ob nicht, müssen so viel seichtes und gewagtes Zeug bejahen, daß sie vermutlich zwangsweise beim Vergleich immer wieder zu dem Ergebnis kommen, daß es um dies Stück doch eine verhältnismäßig anständige und ernsthafte Sache sei.

Aber genug. Sub iudice lis est — das Urteil sei jedem anheimgestellt. Das Votum eines unsrer jüngsten Freunde möge den Ring unserer Betrachtungen schließen. DH

Und noch einmal Hasenclever

Bei den kirchlichen Urteilen über Hasenclevers letzte Komödie wird Eins erschreckend deutlich: die vollkommene Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber der Situation, aus der ein solches Stück geschrieben ist.

Die Einen reden von dem „Übel, das das Böse will", der „unlauteren Absicht des Dichters"[1]). Man sucht die Erklärung in einer Anpassung an den Geschmack des Publikums, in der Maxime „es lebe das Geschäft"[2]). Dahinter steht die ernsthafte Befürchtung, daß auch „der Gott unserer meisten Gesangbuchlieder und der Gott von Matth. 6, 25 und 10, 29"[3]) durch ein solches Stück verhöhnt wird. Gegen eine solche „Gotteslästerung" aber muß sich die Kirche zur Wehr setzen. Denn es könnte sein, daß dieser „saloppe" Ton, in dem hier vom „lieben Gott" geredet wird, Vielen nicht nur Verdruß bringt, sondern Ärgernis, σκανδαλον.

Doch auch wenn eine solche Auffassung des Stückes berechtigt ist — der Ton legt sie allerdings nahe — auch dann ist zu fragen: Ist mit einer solchen Abwehr wirklich die ganze Aufgabe der Kirche erfüllt? Hat sie nicht auch, vielleicht vor allem, eine Aufgabe gegenüber dem „Gotteslästerer" selbst? Muß sie sich nicht die Frage stellen: Wie kommt es, daß ein Dichter, der in „Antigone" und „Mord"[4]) so leidenschaftlichen Ausdruck für die Sehnsucht nach einem besseren, reineren Sein der Menschen gefunden hat, zum „Gotteslästerer" wird? Jedenfalls wenn die Kirche — Kirche sein will, nicht ein Verein, der in seiner erbaulichen Unterhaltung nicht gestört sein möchte, wird sie um diese Frage nicht herum kommen.

Auf der andern Seite hat Fricke[5]) den Angriff Hasenclevers aufgenommen. Sein Stück ist nichts anderes als „Götzenzertrümmerung". Das aber ist Aufgabe der Kirche. Dabei geht Fricke gar nicht auf die Absicht des Dichters ein[6]). Denn der Gott, der auf die Bühne gebracht werden kann, ist[7]) nicht der Gott der Kirche" — auch wenn der Dichter es meinen sollte, möchte ich hinzufügen, wie ich glaube, im Sinne Frickes.

Wenn durch eine solche Behandlung der Frage auch die Möglichkeit gegeben war, zunächst einmal ganz abgesehen von jeder literarischen oder biographischen Frage auf die Sache zu kommen, so hat sie doch den gefährlichen Anschein erweckt, als wollte man, um mit Rade zu reden, Hasenclever zum Ehrenmitglied der dialektischen Theologie machen. Daß Fricke von Bergwald — und sicher nicht nur von ihm! — so völlig mißverstanden worden ist, ist hierin vielleicht mitbegründet. Doch scheint mir noch eine schwerere Gefahr dabei zu bestehen, die Gefahr, daß man nun wieder an der Situation des Dichters vorbeigeht.

Denn auch wenn man der Meinung ist, daß Hasenclever seinen Angriff erheblich ernster gemeint hat, als Knevels zugestehen will, auch wenn man glaubt, daß die Frage nach der „Betriebsleitung", die ganz betont am Schluß des Stückes steht, nur so interpretiert werden kann, daß hier tatsächlich nach einer letzten Begründung des Menschen gefragt ist — auch dann wird man den Angriffen zugestehen müssen, daß eine solche Frage niemals in dieser Form gestellt werden darf.

Warum aber wird sie so gestellt? Bleiben Knevels' oben angeführte Momente nicht an der Oberfläche?

---

[1]) Bergwald, Jahrg. 43 Nr. 8 Sp. 395 ff.

[2]) Knevels — Ob Knevels' Auffassung des Lustspiels „Ein besserer Herr", auf das sich diese Urteile auch beziehen, den Sinn des Stückes trifft, ist mir fraglich.

[3]) Foerster, Jahrg. 43 Nr. 1 Sp. 45.

[4]) Warum läßt Knevels gerade dieses Drama aus? Es scheint mir eins der wichtigsten.

[5]) Jahrg. 42 Nr. 24 Sp. 1204 f.

[6]) Das hat offenbar auch Knebels übersehen, wenn er behauptet, in der CW sei die Meinung vertreten, Hasenclever wende sich nur gegen eine falsche Gottesvorstellung.

[7]) Sperrung von mir.

Dieser Ton ist doch nicht nur für diese Komödie Hasenclevers charakteristisch, sondern weithin für heutige Literatur, ja vielleicht darüber hinaus für eine Sphäre modernen Lebens überhaupt, eine Sphäre, in der ein klassisches Drama leicht in Gefahr kommt als Lustspiel zu wirken und in der in saloppem Ton durchaus ernsthaft gefragt werden kann. Gerade am Stil kann diese paradoxe Lage noch deutlicher gemacht werden. Derselbe Hasenclever spricht in früheren Dramen eine überaus ernste und eindringliche Sprache. Ja, in den „Ehen" selbst steht ja der ernste ganz hart neben dem saloppen Ton. Das hätte die Kritik stutzig machen können!

Dieses Nebeneinander kann geradezu symbolisch gefaßt werden. Auf der einen Seite allerdings Auflösung bis zum gröbsten Zynismus, und dann doch wieder leidenschaftliche Fragen, Fragen, die sich zuweilen gerade hinter dem Zynismus verstecken können[8]). Auf diese Fragen aber müßte die Kirche hören, auch auf die Gefahr hin, daß sie da Fragen zu finden meint, wo wirklich nur Frivolität ist.

Wie kommt es, daß ihr das so selten gelingt? Fricke hat auf das Hindernis indirekt schon hingewiesen: kirchliche Selbstsicherheit. Nur eine Kirche, die selbst Gott sucht und die sich nicht mit einem mehr oder minder gut funktionierenden Apparat von traditionellen Formen und Ausdrücken begnügt, ist fähig, Fragen zu hören, auch wenn sie noch so sehr unter einer Maske von Spott verborgen sind. Diese Selbstsicherheit aber verführt die Kirche dazu, daß sie ihre Lage in der heutigen Zeit so völlig verkennt. Noch immer macht sie weithin den Anspruch, für Alle Vermittlerin des göttlichen Heils zu sein. Sie will nicht begreifen, daß ihre Formen für viele nichts anders sind als sinnlos gewordene Überreste früherer Zeiten.

Ein Beispiel dafür, wie man in den letzten Fragen völlig aneinander vorbeiredet, ist die Diskussion über den Hasencleverschen Gottesbegriff. Bergwald geht ausführlich auf ihn ein. Nach ihm ist nicht die „Betriebsleitung" Hasenclevers Gott (so die Auffassung im „Querschnitt"!), sondern der „liebe Gott". Was aber kann damit eigentlich gemeint sein? Will Bergwald im Ernst behaupten, daß dieses Wesen, das Hasenclever als Popanz entlarvt, sein Gott sei, die Macht, der er sich letztlich ausgeliefert weiß? Oder hat er nicht statt dessen nur danach gefragt, ob der Gott der Kirche gemeint sei? Diese Verwechslung aber ist bezeichnend! Die Möglichkeit, daß hier die Frage nach der letzten begründenden Macht in ganz anderer Weise gestellt sein könnte, wird gar nicht gesehen. Und doch gibt es für Hasenclever eine solche Macht. Seine früheren Dramen zeigen das deutlich genug. Die Bemerkung Knevels', Hasenclever wolle die Menschen auf sich selbst stellen, ist zweideutig. Auch für Hasenclever gibt es eine Paradoxie: auf der einen Seite die entschiedene Abweisung des Gedankens, als könnte eine fremde Macht in das Menschenschicksal eingreifen; und dann doch auf der andern Seite die Betriebsleitung, also wirklich eine — unerforschliche — Leitung des menschlichen Schicksals. Mehr sagt Hasenclever in dieser Komödie nicht von ihr. Nach dem „Jenseits" könnte man vermuten, daß okkultistische Gedanken einwirken. Auch hier aber genügt es nicht festzustellen: „nicht christlich" (Knevels). Warum „nicht christlich"? Warum sucht Hasenclever mit so vielen Anderen beim Okkultismus Antwort?[9]). Die Kirche wird vielleicht allen Grund haben, ihren Gott von solchen Vorstellungen abzugrenzen, ebenso wie von dem „lieben Gott" der Komödie. Aber sie wird das nur dann können, wenn sie diesen Vorstellungen zunächst einmal ernstlich nachgeht, wenn sie anderseits die Zweideutigkeit auch ihrer Symbole erkennt. Die Gefahr dieser Zweideutigkeit wird ja durch Hasenclevers Stück deutlich geworden sein; daß sie aber weithin auf Schuld der Kirche beruht, hat Fricke gezeigt.

Nur durch letztes Eingehen auf die Lage der Andern — im Bewußtsein um eigene Schuld und Unzulänglichkeit — wird die Kirche über die Kluft hinweg den Weg zu neuem Verstehen finden können.

Magdeburg Wilhelm Schümer

[8]) Vergl. etwa Bert Brecht.

[9]) Vergl. Thurneysen „Zwischen den Zeiten" 1929 Heft 3 Sp. 204 f.

Abwehr

Zu Georg Sinns „Wort an die Religiösen Sozialisten" in Nr. 18

Es sind schwere Vorwürfe, die Georg Sinn in Nr. 18 der Christlichen Welt in seinem „Wort an die Religiösen Sozialisten" gegen Pfarrer Eckert in Mannheim und gegen alle, die ausgesprochen oder unausgesprochen hinter dem Flugblatt stehen, erhebt. Es ist schon wahr, diese Vorwürfe wären, wenn sie berechtigt wären, viel, viel belastender als alles, was man an Kritik gegen die Kirche sagen könnte, sofern es aus echtem Zorn oder aus echtem Wohlwollen gesagt wird. Was an Kritik gegen die Kirche gesagt wird, verletzt im schlimmsten Fall die Eitelkeit einer Kirchenregierung. Wenn aber aus dem Flugblatt der Religiösen Sozialisten das herauszulesen wäre, was Sinn herausliest, so tastete das die Ehre Gottes an. Was Pfarrer Eckert in den beiden Abschnitten „Für die Religion" und „Für das Christentum" den der Kirche und dem Christentum entfremdeten Sozialisten entgegenruft, versteht Sinn als einen Aufruf, die Lebenskraft, die in der Religion des Christentums liegt „für die Partei", „für die erstrebte sozialistische Ordnung", „für den ganzen irdischen Parteikram nutzbar zu machen", um die Religion dadurch „zum Deckmantel parteipolitischer Geschäfte zu machen". Er nimmt an, daß Eckert Religion und Christentum „als beachtliche Machtfaktoren" empfiehlt, „ohne die der Sozialismus nicht vorankommen kann, weil nur die Religion die wahren inneren Voraussetzungen für die sozialistische Gemeinschaft schaffen kann". Wenn man so wie Sinn den Aufruf der Religiösen Sozialisten rein taktisch-utilitaristisch versteht, dann wird natürlich das ganze Flugblatt zu einer einzigen Gotteslästerung, dann wird die Dynamis des Evangeliums wie eine billige „Patentlösung" schwierigster kultureller und gesellschaftlicher Probleme verraten und verkauft.

Aber kann man diese Gotteslästerung wirklich aus Eckerts Flugblatt herauslesen? Kann man aus den beiden von Sinn angeführten Kapiteln „Für die Religion" und „Für das Christentum" herauslesen, daß Eckert Religion und Christentum für Dinge hält, über die er auf Grund von Vernünftigkeit oder taktischer Klugheit oder politischer Nützlichkeit verfügt und von denen er glaubt, daß auch die, denen er davon spricht, darüber verfügen könnten? Sollte man aus dem Flugblatt wirklich herauslesen können, daß man sich Religion und Christentum zulegen kann wie ein paar neue Schuhe? Der erste von Sinn aus dem inkriminierten Flugblatt angeführte Satz lautet: „Wir sind Religiöse Sozialisten, weil uns der Kampf um den Sozialismus ein heiliger Kampf ist, zu dem uns Gott zwingt." Ich denke, mit stärkeren Worten kann man nicht ausdrücken, daß man unter einer Notwendigkeit steht, über die man nicht verfügt, sondern die über einen gebietet. Von hier aus aber ist jeder folgende Satz zu verstehen. Eckerts Worte sind nicht eine unbeteiligte, abstrakte Auslassung über den Nutzen und Nachteil der Religion für das politische Denken und Handeln der Menschen, sondern sie tragen von Anfang bis zu Ende Bekenntnischarakter. „Für die Religion" spricht er, weil er ihr Gefangener ist, „für das Christentum", weil er ihm verhaftet ist, „für den Sozialismus" kämpft er nach seiner eigenen Aussage, „weil Gott dazu zwingt".

Aber sollte vielleicht Eckert so naiv sein, daß er glaubte, die sozialistische Bewegung als solche könnte sich Religion und Christentum nutzbar machen, weil sie einsähe „daß nur Religion die wahren, inneren Voraussetzungen für die sozialistische Gemeinschaft schaffen kann"? Damit würde Eckert sich selbst und alle, an die sein Aufruf sich richtet, aufs schwerste betrügen. Denn wer nur taktisch für das Christentum eintritt, für den wird es ja nie und nimmer zu einer Lebenskraft oder zu einer lebendigen Hoffnung. Wer nur eine taktische Einstellung zum Christentum hat, der hat genau genommen ja überhaupt keine Einstellung zu ihm. Es würden ihm aber auch alle Verheißungen, die mit dem Christentum verbunden sind, nichts nützen. Ja, er würde nicht einmal verstehen können, was das heißt, daß das Christentum die Seele einer kommenden Gesellschaftsordnung sein könnte. Ich verstehe nicht, wie Sinn Eckert so mißverstehen kann. Die Möglichkeit des Mißverständnisses ist natürlich gegeben. Die Möglichkeit, mißverstanden zu werden, teilen Eckerts Sätze aber mit allen Sätzen der Bibel. Alle Verheißungen, alle Seligpreisungen, aller Reichtum der Religion ist immer an eine Bedingung geknüpft: an die Bedingung persönlicher Hingabe. Ohne diese Hingabe, ohne das Opfer der Existenz bekommt man die Verheißungen überhaupt gar nicht zu Gesicht. Die Worte Eckerts haben also nicht den Sinn einer „Patentlösung" zur schnellsten Herbeiführung einer neuen, wunderbaren, gerechten

Gesellschaftsordnung, sondern sie haben den Sinn des Aufrufs und der Verkündigung. Sie tun nichts Anderes, als was jede Predigt tut, die die Kraft und den Reichtum des Evangeliums verkündet, wohl wissend, daß diese Predigt nur sinnvoll ist für die, „die Ohren haben, zu hören".

Möhrenbach (Thür. Wald) Aurel von Jüchen

Bücher und Schriften

Neuzeitlicher Kirchenbau. Die Verhandlungen des dritten Kongresses für evangelischen Kirchenbau. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1929. 109 S. 4.50 M. (Vgl. 1928, 15, 721 ff. und 20, 972 ff.)

Der evangelische Gottesdienst und sein Raum. Von P. Brathe. Ebenda 1929. 39 S. 2 M.

Der dritte Kongreß für evangelischen Kirchenbau tagte vom 2. bis 4. Mai 1928 in Magdeburg. Nun liegen Vorträge und Aussprache gedruckt vor. Gegenüber seinen Vorgängern zeigte dieser dritte Kongreß ein verändertes Gesicht. War der erste noch wesentlich historisch gerichtet, so wurde der zweite vom Gedanken der Gemeindekirche, des Versammlungshauses der Gemeinde bestimmt. Auf dieser dritten Tagung wurde der Ruf nach dem evangelischen Sakralbau laut erhoben. Darin wirkt sich die Umänderung der allgemeinen theologischen und der besonderen liturgischen Lage aus; der Gottesdienst ist nicht in Schleiermachers Sinn seinem Wesen nach Selbstdarstellung, Feier, sondern die Stätte des gemeinsamen Verkehrs mit Gott, der sich in der Entgegennahme des göttlichen Wortes und in dem Opfer der Anbetung vollzieht. Dieses Zurückgreifen auf reformatorische Grundgedanken hat in Verbindung mit einer sich erneuernden symbolischen Denkweise zu der Forderung an die Architektur geführt, daß der Kirchenbau sich als Ort der göttlichen Selbstkundgebung an die Herzen der versammelten Gläubigen darstellen müsse. So bildete denn den eigentlichen Ausgangspunkt der Verhandlungen der Vortrag des Theologen Brathe: „Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes und die sich daraus ergebenden Grundforderungen für den evangelischen Kultraum". Irgendwelche architektonische Richtlinien oder Richtwege ergaben sich jedoch bei der Aussprache nicht; die Meinungsverschiedenheiten zeigten vielmehr, daß hier noch alles im Fluß ist. Vielleicht läßt sich ein Zurücktreten der Saalkirche und ein Vorwärtsdringen der Zentralkirche erkennen. Dazu kommt aber für den Bau selbständiger Kirchen der Wettbewerb des Gemeindehauses, das von dem Gedanken des Sakralbaues wissentlich abbiegt, auch beim Gemeindesaal. Dann drängen sich besonders seit Otto Bartnings Stahlkirche die Fragen heran, die von den neuen technischen Möglichkeiten ausgehen und wo sie bejaht werden, einen Umsturz der Bauweise herbeiführen mußten. So erkennt man schon aus den tatsächlichen Verhältnissen, daß der dritte Kirchenbaukongreß von einer Anzahl kirchenbaulicher Probleme bedrängt war. Aber eben dies hat ihm Inhalt gegeben. So seien noch mit kurzen Stichworten die Verhandlungsthemen angegeben: Siedler, Bauausstellung Berlin 1930, Gurlitt, Baukünstler und Baugemeinde, Schaeffer, der Tagungsraum, Brathe, Grundforderungen aus dem Wesen des Gottesdienstes, Biehle, Kanzelstellung und Raumakustik, Horn, Entwicklung des Kirchenbaugedankens seit 1906, Jürgensen, Dehnbarkeit der Kirche, Ostermaier, Sparsamer Bau, Alker, Notkirche in Karlsruhe. Wer über die Bewegungen im evangelischen Kirchenbau der Gegenwart unterrichtet bleiben will, muß diese Schrift zur Hand nehmen. Der Vortrag Brathes ist erweitert im gleichen Verlag als Sonderdruck erschienen. Rudolf Günther

Die Frauen der Evangelien. Von J. Haller. Stuttgart, Quell-Verlag. 55 S. 0.80 M.

In neun Gruppen werden die Frauengestalten der Evangelien behandelt, einmal in ihrer Stellung zu Johannes dem Täufer oder Jesus, sodann nach ihrer persönlichen Lage (Krankheit, Tod, Sünde). Die Darstellung, welche hin und wieder kritisch vor zu viel Ausdeutung warnt und die Grenzen der biblischen Berichte angibt, ist im Ganzen eine die Texte beschreibende oder umschreibende, ohne daß die Frage der Geschichtlichkeit erörtert wurde. Aber gerade in dieser Art ist sie geeignet, Bibelkunde zu vermitteln und einen Eindruck davon zu geben, welch große Zahl von Frauen schon im Leben Jesu und der werdenden Gemeinde eine Rolle spielen. Daß dieses Heft seinen praktischen Zweck erfüllt, beweist die bereits ausgegebene zweite Auflage. Man wird es überall da mit Nutzen empfehlen, wo man erst einmal Sachkenntnis des Inhaltes des Neuen Testaments zu erzielen wünscht.

Erich Fascher

Das Heilige Buch. Von Thaddäus Soiron **(O. F. M.)** Anleitung zur Lesung der Heiligen Schrift des Neuen Testaments. Freiburg, Herder 1928. 150 S. 4.20 M.

Soirons Buch ist eine „Veröffentlichun des katholischen Akademikerverbandes" und betont im Vorwort, daß die Lust, sich in das Studium der Schrift zu versenken, in den letzten zehn Jahren auf katholischer Seite gewachsen sei. Diese Lust nun methodisch umzuleiten, damit sie Frucht bringe, ist der Zweck dieser Schrift, die — kurz gesagt — strengen Inspirationsglauben und Bindung an die Kirchenlehre mit modernster Methodik vereinigt. Drei Methoden der Schriftlesung — die analytische, systematische und pragmatische — werden an Abschnitten des Neuen Testaments erläuert. Soiron betont, daß eine wirklich fruchtbringende Schriftlesung ohne Kenntnis der verschiedenen Textarten nicht möglich sei. Er unterscheidet Jesuserzählungen, Wunderberichte, Bilder und Gleichnisse. Die didaktischen Teile des Neuen Testaments zerlegt er wieder in Sentenzen, Paränesen, Ich-Aussagen usw., verfährt also „formgeschichtlich". Sein Hinweis, daß manche Sentenzen in ihrem ursprünglichen Sinn für uns nicht mehr erfaßbar sind, da wir den Zusammenhang nicht kennen, seine Charakteristik der Eigenart der Evangelienschreiber und ihres Lesepublikums (an Herder gemahnend) zeigen Soiron durchaus als Kenner neuester Betrachtungsweise. In den Wundergeschichten hebt er das hervor, was religiös für den heutigen Leser herauszuholen ist, und läßt das Faktum zurücktreten. Ohne Zweifel liest auch der Andersgläubige große Partien dieses feinen Buches mit Interesse und Gewinn. Freilich gleich bei dem ersten Beispiel — der Auslegung der Geburtsgeschichte nach analytischer Methode —, merkt man, wie der Verfasser, durch geschickte Darstellung der Situation und psychologische Reflexionen über das Denken Josephs, um den Kern des Problems geschickt herumführt, das für den immer dasein wird, der seinen „Verstand" nicht ausschaltet. Hier müht sich der Verfasser offenbar am meisten, seinen in der Einleitung entwickelten Grundsätzen gerecht zu werden: „Kritischen Studien darf die Schriftlesung nicht dienen" (das ist Sache des wissenschaftlichen Exegeten). „Nicht der eigene Geist, sondern der heilige Geist ist Regel und Norm des Schriftverständnisses." Doch — um ja keinen Subjektivismus aufkommen zu lassen — heißt es noch: Der heilige Geist ist nicht Charisma des Einzelnen, sondern der Gemeinschaft der Gläubigen, der Kirche. Sie ist zur Hüterin des Glaubens bestellt. — So ist jede Schriftlesung des Laien im Prinzip ungefährlich gemacht. Wenn aber ein solcher — und es fehlt nicht an Beispielen — seinen eigenen Geist nicht ausschaltet und da weiter fragt, wo der kirchlich gebundene Exeget geschickt abbricht, was dann? Wenn ihm die Antwort „der Kirche" d. h. in praxi der Entscheid einer Bibelkommission nicht genügt? Dann kann er durch solche Konstruktionen, die das dem Individuum als Einsicht Geschenkte einer kirchlichen Instanz unterordnen wollen, gewiß nicht beruhigt werden. Also — wo da in Konsequenz der dem Laien gestatteten Schriftlesung die Weisung des Katholizismus nicht mehr genügt — steht der Protestantismus, der zwischen sich und Christus, sich und der Schrift keinen Mittler mehr kennt, vor der Tür. Erich Fascher

Augustinus. Die schauende Liebe zu Gott, als Wurzel für sein Werden, Wesen und Werk. Von Paul Girkon. Berlin, Hochweg-Verlag 1929. (Quellen Bd. 12 und 13.) 358 S. 8 M.

Kühn ist die Zielsetzung dieses Buches. Es will Augustins Innerstes erschließen und zugleich zeigen, daß, wenn man in sein Innerstes dringt, die Schranken der Individualität fallen, das Endliche in das Unendliche und Ewige einmündet, und daß Augustins Gestalt, grade wenn man sie so betrachtet, wegweisend und zukunftsträchtig ist.

Es gibt einen Schlüssel, der diese geheime Kammer öffnet. Augustin selber hat ihn nicht nur benutzt, sondern auch beschrieben. Das ist die Intuition. Girkons Reflexionen, von Augustin inspiriert, suchen an der Hand seiner Aussprüche ihr Wesen zu durchdringen und zu entfalten. Im ersten größeren Teil des Buches drängen sich diese Reflexionen oft stärker hervor, als man in einer Quellensammlung erwartet, und bisweilen kann man auch bezweifeln, ob die zugrunde gelegten Texte wirklich all das in sich bergen, was der geistreiche Interpret in ihnen finden möchte. Eines aber ist gewiß, Girkon hat sich in seinen Helden hineingelebt und geliebt wie Wenige. Oft gelingen ihm treffliche, überzeugende, mit dichterischer Kraft und Kunst geformte Gedankenprägungen; doch ist er nicht immer der Gefahr einer gewissen ermüdenden, sich in Wiederholungen gefallenden Breite entgangen. Wenn das Herz voll ist, muß man der Zunge einen Zaum anlegen. Im zweiten Teil dagegen reiht sich Zitat an Zitat, vom Leser besonders dankbar begrüßt die teilweise langen Ausschnitte aus Augustins Predigten.

Die Augustinische Intuition ist nach Girkons Analyse eine durch und durch paradoxe, unvergleichlich spannungsreiche Größe. Paradox vor allem, weil man von ihr zu gleicher Zeit ein Haben und Nichthaben aussagen kann und muß, weil in ihr eine Erkenntnis aufblitzt, die doch nur Ahnung ist, die beseligt und doch unendliche Sehnsucht weckt, dem Denken einen Anhalt und Ruhepunkt gibt und es doch rastlos weiter treibt. Die Berücksichtigung dieser Eigenart der Intuition hilft nach Girkon das Rätsel des Widerspruchs lösen, der zwischen Augustins Bekenntnissen und seinen älteren Dialogen besteht. Jene behaupten nämlich, Augustin habe durch die Platonischen Schriften sichere Gotteserkenntnis erlangt, während diese ihn uns als einen um die Fundamente der Erkenntnis ringenden Grübler zeigen. Beides ist wahr, jenachdem man die eine oder andere Seite im Begriff der Intuition betont.

Der Spannungsreichtum der Intuition aber wird uns offenbar, wenn wir bedenken, daß in ihr Klarheit des Gedankens, Bildhaftigkeit der Anschauung und glutheißes Fühlen sich wundersam einen. Wohl hat Augustin über alle Anschauung hinausgestrebt und die Sinnlichkeit abzutöten gesucht. Dennoch behält sein Denken auch auf sublimen Höhen der Geistigkeit, stärksten erotischen Ein-

schlag und muß ihn behalten, denn Eros ist es ja, der Augustins Intellekt beflügelt. Schauen und Lieben sind ihm eins. Vielleicht hätte Girkon, bei diesem Kernpunkt seiner Ausführungen angelangt, deutlicher herausarbeiten können, daß es sich hier doch nicht um Identität im strengen Sinn des Wortes, sondern um eine Erlebniseinheit handelt — ziemlich unmißverständlich ergibt sich das aus den Darlegungen auf S. 183 ff —, wobei noch, auch das ließe sich durch Augustin selbst belegen, die logische Priorität des Schauens hervorzuheben wäre.

Zur Erkenntnistheorie und Psychologie der Intuition gesellt sich endlich, letzte Tiefen ahnungsvoll öffnend, die Metaphysik der Intuition. Indem sie in das eigene Innere hineinführt, weist sie zugleich darüber hinaus und empor, zu Gott. Das Licht und die Glut, die sich in ihr finden, offenbaren sich als Abglanz der göttlichen, wesenhaften und ewigen Wahrheit und Liebe.

Nur in einigen Hauptzügen konnten die Reflexionen über die schauende Liebe hier wiedergegeben werden. Sind sie wirklich Wurzel für Augustins Werden, Wesen und Werk? Nicht nur soweit Werden, Wesen und Werk vom Platonismus bestimmt, sondern auch soweit sie christlich sind? Darauf gibt der erste Band des Girkonschen Augustinwerkes noch keine Antwort. Man wird erwartungsvoll, vielleicht auch wie der Schreiber dieser Zeilen mit einem gewissen Zweifel, dem zweiten Band entgegensehen.

Jedenfalls aber meine ich, daß wer sich künftig um das Verständnis Augustins bemüht, aber auch wer den heute in seinem Sinn und seiner Tragweite so viel umstrittenen Begriff der Intuition bearbeitet, an Girkons Buche nicht wird vorbeigehen dürfen.

Wilhelm Thimme

Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer. Von Heinrich Timerding. Zweite Gruppe: Die angelsächsische Mission. Jena, Eugen Diederichs 1929. 228 S. 9, geb. 12 M.

Während die christlichen Iren das fränkische Land der neuen Religion zuführten, blieb es den angelsächsischen Bekehrern vorbehalten, den Friesen und den noch vollständig heidnischen Sachsen das Christentum zu bringen. Timerding erzählt zunächst von der Bekehrung der Angelsachsen selbst, die noch heidnisch waren, als Irland bereits zum strenggläubigen Christentum übergegangen war. Es ist interessant, wie der Papst durch seine Verordnungen und Ratschläge versuchte, die alten Bräuche der Heiden umzugestalten, bezw. ihnen christliche Bedeutung zu geben. Es war nicht nur Klugheit, sondern insofern berechtigt, als die germanische Religion abgebraucht war, ihre Formen den inneren Bedürfnissen der Menschen nicht mehr entsprachen und also die Sehnsucht zu Neuem unbedingt in der germanischen Seele lag. Anders wäre der verhältnismäßig schnelle Erfolg der Bekehrungsarbeit nicht zu erklären. Es ist aus Timerdings kurzen Einleitungen hervorzuheben, daß er feststellt, daß nicht etwa das Christentum als fremdes Reis das Wachstum des Baumes verdorben habe. Das Christentum hat die Germanen und Deutschen erst zum Volk und zu Völkern gemacht. Der kirchliche Einfluß Roms ist natürlich eine andere Angelegenheit. ...

Interessant nun sind die Berichte, zum Teil herrliche Dokumente damaligen inneren und äußeren Lebens. Willibrord, Bonifatius, Sturmi, Gregor, Wigbert, Luidger usw. werden uns in Legenden und offenbaren Lebensbeschreibungen, die historischen Wert haben, vorgestellt, so, daß Jeder, dem es beliebt, ihre Persönlichkeiten wie ihre Zeit in diesem wissenschaftlich und literarisch-volkstümlichen Buche kennen lernen und nacherleben kann.

Erich Bockemühl

Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters. Von Professor D. Hans Vollmer in Hamburg-Schmalenbeck. Band 4: **Die Neue Ee, eine neutestamentliche Historienbibel.** Mit 2 Tafeln im Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1929. 397 S. 20 M.

Zu den von uns früher (1928, 4, 184 f.) besprochenen Bänden hat der fleißige Herausgeber einen neuen Band hinzugefügt, die im Spätmittelalter am weitesten, sowohl in Oberdeutschland wie in Niederdeutschland, verbreitete neutestamentliche Historienbibel, die unter dem Titel der „Neuen Ee" um 1400 im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet wohl entstanden ist. Interessant ist der Text dieser von Vollmer nach Goethes Vorgang mit der weltlichen Volksbücherliteratur in Parallele gesetzten Prosadarstellung der neutestamentlichen Geschichte wegen der zahlreichen legendenhaften Zusätze zum Bibeltext, deren Quellen (Passional, Philipps Marienleben, Kindheitsevangelium des Pseudo-Matthäus, Heslers Evangelium Nicodemi, die Urstende des Konrad von Heimesfurt, Acta Pilati, Ludolfs Vita Christi, Historia scholastica, Legende aurea, Legende von den Heiligen drei Königen, Glossa ordinaria, Josephus, Dionysius Areopagita) gründlich nachgewiesen werden. Daneben bleibt noch genügend Raum für die frei schaffende Phantasie des Kompilators selbst, dessen ursprünglicher, hier zum ersten Male wiedergegebener Prosatext im Vergleich mit der ihm unmittelbar zu Grunde liegenden gereimten „Christherre-Chronik", sowie im Vergleich mit den von ihm abhängigen niederdeutschen Gestaltungen, einen starken Eindruck hinterläßt von den hier beliebten Wucherungen der Legende um die Stoffe der neutestamentlichen Geschichte.

Das Doppelurteil, von dem der Verfasser in seiner Einleitung ausgeht, über diesen um das Neue Testament im Laufe des Mittelalters entstandenen Legendenkranz ist je in seiner Art verständlich und berechtigt: nämlich einerseits das Wort Luthers, daß „viel lächerlich, närrisch Ding" in diesen Fabeleien drinstehen, und „hats nie kein Ansehn gehabt bei den Christen"; und anderseits das Wort Goethes, der über eine lateinische Fassung der Legende von den drei Königen an Sulpiz Boisserée schrieb: „Ich meine nicht, daß irgend etwas Anmutigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen ist. Ins Deutsche übertragen, schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher, denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut, was der Einbildungskraft anmutig geboten wird." In einem Nachtrag wird nach dem der Ausgabe neben anderen zu Grunde gelegten Münchener Kodex (Cgm. 522) eine Darstellung vom Weltende und dem jüngsten Gericht wiedergegeben, die, aus Prophetenstellen und Evangelientexten zusammengestellt, ebenfalls mit fremden und eigenen Zutaten des Kompilators vermengt und zeitgenössisch (vom Kometen des Jahres 1300 an, über die Kämpfe zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Österreich, bis auf Karl IV.) zugespitzt ist. Man kann hieraus die im Spätmittelalter üblich werdende schematische Form der Antichrist- und Gerichtsvorstellung ersehen.

Heinrich Hermelink

Kurzgefaßte Geschichte des Methodismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von D. John L. Nuelsen, Theophil Mann und † F. F. Sommer. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. Bremen, Traktathaus, Ankerverlag 1929. 875 S. 9.50, geb. 14 M.

Daß die zweite Auflage dieses zuerst 1920 herausgekommenen Handbuches nach verhältnismäßig so kurzer Zeit, in ihrem früher schon beträchtlichen Umfang noch um 75 Textseiten vermehrt, erscheinen kann, ist ein Zeichen dafür, daß es, wohl nicht nur in methodistischen Kreisen Deutschlands, ein starkes Interesse gefunden hat. In der neuen Auflage sind die geschichtlichen Abschnitte unverändert geblieben, nur bei der Schilderung der amerikanischen Entwicklung wurden einzelne anekdotenhafte Züge, wie sie sich aus der Bekehrungspraxis des Methodismus in Fülle ergeben, getrichen. In den einzelnen Ländern — besonders ausführlich in Deutschland — sind die Ereignisse und Zahlenangaben auf den Stand der unmittelbaren Gegenwart gebracht. Von den neu hinzugefügten Abschnitten dürfte besonders interessieren der über die Ausbreitung der methodistischen Jugendarbeit in Deutschland und in der Schweiz (S. 668 ff.) sowie der über die Gründung der Zentralkonferenzen im Jahre 1924 (S. 546 f.), in denen die außeramerikanischen Teile des Werkes sich neue, den Landeskonferenzen übergeordnete Mittelpunkte geschaffen haben. Ein gänzlich neues Kapitel über die Nachkriegsentwicklung in England gibt wichtige Auskünfte über die Einigungsversuche innerhalb des englischen Methodismus und über dessen Anteil an den Einigungsbestrebungen des Weltprotestantismus.

Für den Kirchenhistoriker lohnte sich besonders die Auseinandersetzung mit der Grundthese des Buches, wonach der Methodismus sich darstellt als „die Synthese evangelischen Christentums, wie es die Reformation wieder hervorgehoben hat, und moderner Geistesrichtung, wie sie durch die ganze Kulturgeschichte geschaffen worden ist" (S. 825 f.). Ich halte die Aufgabe für heute noch nicht lösbar, solange nicht das Verhältnis von deutschem Pietismus und Reformation eindeutig klar gestellt ist. Eine weitere wichtige Voraussetzung wär es sodann noch, in Fortsetzung der Arbeiten Wauers (Die Anfänge der Brüderkirche in England, 1900) über das Verhältnis des englischen Methodismus zum deutschen Pietismus Klarheit zu schaffen.

Wilhelm Maurer

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Kirche und Bischöfe in England

Die anglikanische Kirche ist nach der zweimaligen Verwerfung des **Book of Common Prayer** an einem toten Punkte angelangt. Niemand weiß eigentlich, wie der Ausgang aus dieser Lage zu finden ist. Das alte **Prayer Book** von 1662 paßt nicht mehr in die heutigen Verhältnisse. Die beiden Revisionen von 1927 und 1928 sind verworfen worden. Ihre Einführung ist somit ungesetzlich. Die Kirche selbst ist innerlich uneins.

Drei Möglichkeiten scheinen vorzuliegen. Einmal die Trennung von Kirche und Staat. Es ist tatsächlich heute ein Anachronismus, daß das Parlament auch über innere kirchliche Fragen entscheiden soll. Es hat zwar wohl den historischen protestantischen Charakter der englischen Staatskirche aufrecht erhalten helfen. Aber es kann unmöglich die Instanz sein, die Entscheidungen in Glaubensfragen treffen kann. Die Schwierigkeiten einer Trennung von Kirche und Staat sind aber unermeßlich, vor allem aus finanziellen Gründen. Trotzdem macht die Idee Fortschritte, und sogar frühere Gegner der Trennung wie Bischof Hensley, Henson, sind dafür gewonnen worden. Eine mittlere Lösung wäre es, wenn der Staat der Kirche dieselben Freiheiten gewähren würde, wie er sie 1921 der Schottischen Staatskirche verlieh.

Die zweite Möglichkeit ist der offene Widerstand der Kirche gegenüber dem Staat und die Einführung des Prayer Book aus eigenem kirchlichen Recht. Diese Lösung ist von einzelnen Bi-

schöfen vorgeschlagen und versucht worden, die für ihre Diözese vorläufige Sonderbestimmungen erließen und sich nicht um das Parlament kümmerten. Aber dieser Weg ist auf die Dauer ungangbar. Es würde dadurch nicht einmal eine Märtyrerkirche zustande kommen, sondern nur eine Trotz- oder Revolutionskirche, die es gegenüber der Nation nicht verantworten könnte, offen zur Mißachtung des Gesetzes anzuleiten.

Eine dritte Möglichkeit, die allerdings der zweiten nahe kommt, ist kürzlich von den kirchlichen Versammlungen, den sogenannten **Convocations**, der beiden Kirchenprovinzen von Canterbury und York versucht worden. Es handelt sich dabei darum, einen Weg zu finden, der nicht als ungesetzlich erscheint, und auf dem doch die nötigsten Reformen eingeführt werden können.

Zu dieser Lösung wird die Kirche durch folgende zwei Tatsachen geführt: Einmal durch die Unbotmäßigkeit einzelner Priester der anglokatholischen Gruppe, die längst eine ganze Reihe der Gebräuche eingeführt haben, die das Parlament nicht dulden will. Man kann ihren Gemeinden nicht plötzlich das nehmen, was ihnen bisher als Heiligstes vorgesetzt worden ist. Es handelt sich dabei meist um die Aufbehaltung der Abendmahlselemente, worüber früher schon berichtet wurde. Der Bischof von Birmingham führt einen unerschrockenen Kampf gegen diese Einführung katholischer Sitten. Er protestierte kürzlich „gegen eine aufgestellte weibliche Statue mit einem Kinde" (natürlich die Jungfrau Maria).

Die Bischöfe sind gegenüber solcher Eigenwilligkeit in der gegenwärtigen rechtlichen Lage beinahe machtlos, um so mehr als ein großer Teil der widerspenstigen Priester von den Gemeinden gestützt wird.

Die andere innere Schwierigkeit ist die Uneinigkeit der Bischöfe selbst. Die große Majorität sucht einen mittleren Weg. Aber da sind die Radikalen zur Rechten und zur Linken. Bischöfe, wie die von London oder von Truro, stellen die äußerste Rechte dar, die dem Anglo-Katholizismus Bahn gebrochen hat. Auf der andern Seite sind die Bischöfe von Birmingham, Norwich, Ipswich und Ermondsbury, die einen modernen oder evangelischen Standpunkt einnehmen. Ihr eigentlicher Wortführer ist Bischof Barnes von Birmingham, der von der Aufbewahrung der Abendmahlselemente die Wiedereinführung der Transsubstantiationslehre fürchtet, obschon die Anglokatholiken durch die „Church Times" erklären, daß sie die Transsubstantiationslehre nicht anerkennen und in den geweihten Elementen nur Hilfsmittel für geistliche Erfahrungen sehen.

Diese Uneinigkeit der Bischöfe muß eine Kirche in ein besonderes Wirrsal hinein führen, die sich gerade auf der Autorität und apostolischen Succession der Bischöfe aufbaut. Wenn strenge Anglikaner, wie z. B. der Pfarrer Osborne, den Protestanten Subjektivismus und Individualismus vorwarfen, so findet sich solcher Subjektivismus heute in voller Blüte in der bischöflichen Welt selbst.

Gerade damit, daß die Autorität des Bischofs so hoch geschraubt wurde, bevor die Autorität der Gesamtkirche gesichert war, ist die Lage so verworren geworden. Denn jetzt stellt tatsächlich der Bischof für die Diözese die kirchliche Autorität dar und kann von der Gesamtkirche nicht gezwungen werden, einen allgemein kirchlichen Standpunkt zu vertreten. Die Autorität des Bischofs hat also praktisch die Autorität der Kirche untergraben, denn er kann in seiner Diözese Praktiken verbieten, die in den übrigen Kirchen Geltung haben.

Der moderne religiöse Individualismus konnte also sogar in der anglikanischen Kirche nicht ausgerottet werden, deren rechter Flügel darin ein besonderes protestantisches Laster sieht. Die Kirche hat gegenwärtig keine Autorität über den Bischof und der Bischof keine Autorität über den Priester. Beide können sich um ihres Gewissens willen auflehnen, und vertreten damit ein echt reformatorisches Prinzip, wenn schon, wie die Anglokatholiken, in einem wenig reformatorischen Sinne. Die anglikanische Kirche ist dadurch heute tatsächlich in der beklagenswerten Lage, daß Jedermanns Geist gegen Jedermann ist. Priester sind gegen Bischöfe, Bischöfe gegen den Erzbischof und die Kirchenversammlung, und die Kirche steht gegen den Staat. Die Kirche ist hierarchisch aufgebaut und kann doch die geistige Demokratie nicht ausrotten, die mit der Reformation in die Welt kam. Auch die Lehre von der apostolischen Succession wirkt also nicht einheitlich kirchenbildend.

Ich habe die anglikanische Kirche seiner Zeit eine **Bridge Church**, eine Brückenkirche genannt, im Blick darauf, daß sie Verbindungselemente zwischen den verschiedenen Kirchen enthält. Sie ist katholisch, sie ist evangelisch. Sie ist altchristlich. Sie ist bischöflich, aber mit demokratischem Einschlag. Sie ist dogmatisch, aber mit kritischer Freiheit. Sie ist ritualistisch, aber mit spiritueller Interpretation. Sie hat die Kanzel und den Altar. Sie ist mystisch und sozial, wenn auch das alles mehr nebeneinander als in einer inneren Synthese zum Ausdruck kommt.

Die Bezeichnung **Bridge Church** hat merkwürdigerweise viel Glück gehabt und wird häufig gebraucht. Aber tatsächlich kann man auf einer Brücke nicht stehen bleiben. Sie ist Symbol eines Übergangs, einer Bewegung. Tatsächlich hat die heutige anglikanische Kirche einen Übergangscharakter. Sie ist auf dem Wege von der Staatskirche zur Freikirche, von der Bischofsautorität zum Mitbestimmungsrecht der Gemeinden (die bisher nichts zu sagen hatten), von einer verschwommenen **Comprehensiveness** zu bestimmten Positionen, jedenfalls von einer bloß äußerlichen, sei es staatlichen, sei es bischöflichen Autorität zur Freiheit oder zur Autorität der Gesamtkirche. Angesichts der priesterlichen und bischöflichen Insubordination und doch des gleichzeitigen Verzichtes auf individuelle Freiheit spürt man die innere Logik, die die katholische Kirche zur Infallibilität des Papstes getrieben hat. Verglichen mit dem Protestantismus kommt es für das kirchliche Leben auf das Gleiche heraus, ob jeder Pfarrer machen kann, was er will, oder ob jeder Bischof macht, was er will. Wo die Not dieses Zustandes empfunden wird, muß das Bedürfnis entstehen, der Kirche jene Autorität zurückzugewinnen, die sie allein, weder der Pfarrer noch der Bischof, durch das göttliche Wort besitzt.

Die Kirchenversammlung suchte sich in dieser Not am 12. Juni zu helfen durch Erlaubnis der Einführung des Prayer Book von 1928, wobei das aber nicht als ungesetzlicher Widerstand gegen den Staat betrachtet werden sollte. Nur vier Bischöfe waren dagegen. Die Interpretation, daß geistige Notwendigkeit gesetzliche Widerstände überwinden müsse, wird aber als sehr gezwungen empfunden und ruft bereits Widerstand heraus. Nicht nur auf protestantischer Seite, auf der durch Blätter, wie die „British Weekly" und die „Christian World" diese Lösung als unhaltbar bezeichnet wird, sondern auch auf anglikanischer Seite, wo z. B. Lord Cushendun in einem Brief an die „Times" über die Unfähigkeit der Laien klagt, ihre Kirche gegen die Bischöfe zu schützen.

Eine eigenartige Idee wurde von dem Bischof Dr. Bell geäußert, der glaubt, daß ein Appell an den König dem Gebetbuch die nötige Autorität verschaffen werde. Dieser Ruf nach einer Autorität, die die Kirche selbst nicht genügend besitzt, ist eine merkwürdige Parallele zur Rolle des **summus episcopus**; allerdings würde der englische Konstitutionalismus ein solches Überspringen der Parlamentsautorität schwerlich ertragen.

Man sieht daraus, daß eine Kirche nicht gleichzeitig ein bißchen Autorität und ein bißchen Freiheit haben kann. Es wäre denkbar, daß die Lambeth-Konferenz im nächsten Jahre hier einen Schritt vorwärts tun würde. Man kann nur hoffen, daß diese Konferenz, von der so viel abhängt, mit einem besonderen Maße des Geistes gesalbt sein möge. Sie hat sowohl für das englische Kirchentum wie für die Einigungsbewegung die größte Bedeutung. Sie kann die Einigungsbewegung zu einer bloß protestantischen Bewegung herabdrücken, und gleichzeitig den Anglikanismus vom evangelischen Gesamtbewußtsein lösen, ohne ihn etwa Rom näher zu bringen, was durch die päpstlichen Erklärungen von 1864 und 1865 verunmöglicht wäre.

Sie kann aber auch — und das ist unsere brennende Hoffnung — den vorwärts drängenden evangelischen Einigungsbewegungen die umfassende Weite erhalten, sie schützen vor protestantischem Subjektivismus, und wirklich Brücken bauen zu andern Kirchen, die wir von uns aus schwer bauen können, und damit der Kirche der Zukunft sowohl ein wesentliches altchristliches Erbe, als auch echte evangelische Freiheit sichern.

Der Bischof von Gloucester weist in diese Richtung, wenn er kürzlich sagte: Laßt uns den wesentlichen Grundsätzen unserer Kirche treu sein, aber auch den Gemeinden die Freiheit lassen, ihre Gottesdienste zu entwickeln und harmonisch zusammenzuarbeiten. Das haben protestantische Gemeinden auch lernen müssen. Und wenn dieser Geist in der kommenden Lambeth-Konferenz die Führung gewinnt, so wird sie eine große Bedeutung für die gesamte nicht-römische Welt, wie für die anglikanische Kirche gewinnen.

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

Der Fürstbischof von Breslau hat dem Klerus anheim gestellt, in außerkirchlicher Weise dahin zu wirken, daß die Diözesanen dem Volksbegehren fern bleiben; ähnlich andere Bischöfe. „Das Evangelische Deutschland" 42 lehnt ein aktives Eingreifen der Kirchenbehörden ab und verweist dafür auf die Königsberger Kundgebung vom 21. Juni 1927 und die Beschlüsse der Generalsynode der Altpreußischen Union vom 20. und 24. April 1920.

Der Strafrechtsausschuß des Reichstages hat den § 296 (früher 175) über Bestrafung der Homosexualität abgelehnt, dagegen einen anderen über Verleitung dazu angenommen.

Der im vorigen Jahre gegründete Bund Freier reformierter Gemeinden (Leipzig, Dresden, Hamburg, Braunschweig, Bückeburg, Hanau, Göttingen) hat auf seiner Bundestagung in Leipzig beschlossen, den Anschluß an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund zu suchen und das reformierte Studienhaus in Göttingen tatkräftig zu unterstützen. Zu Vorsitzenden wurden Pastor Kamlah und Universitätsprofessor Lehmann gewählt.

Die Geschäftsführer der Evangelischen Preßverbände haben die Begründung einer Swierczewskistiftung für Schaffung eines journalistischen Nachwuchses und Weiterbildung der evangelischen Presseberufsarbeiter beschlossen.

Paul Piechowski schreibt im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes" vom 6. Oktober 1929: „Mitglied der Sozialistischen Partei Deutschlands in Berlin zu werden, ist für einen religiösen Menschen nachgerade zur Unmöglichkeit geworden ... Die proletarischen Freidenker beherrschen hier restlos das Feld ... Wir müssen jetzt der

Parteileitung im Namen aller religiösen Sozialisten mit Nachdruck erklären, daß unsere Geduld am Ende ist und daß wir es gründlich satt haben, von der Partei lediglich als Aushängeschild aus taktischen Gründen mißbraucht, im übrigen aber, wenn die Wahlen vorüber sind, mit Fußtritten und Ohrfeigen behandelt zu werden ... Niemals werden und wollen wir aufhören, Sozialisten zu sein ... Aber wenn sich die Dinge so weiter entwickeln, so sehen wir den Zeitpunkt kommen, wo wir aufhören werden, der freidenkerischen, religionsfeindlichen Berliner SPD die Gefolgschaft zu leisten, einfach darum, weil uns das Freidenkertum nichts und die Religion alles bedeutet."

Die Freidenker in Berlin haben einen Umzug mit Hetzplakaten gegen Kirche und Religion veranstaltet, der „um sie vor Ausschreitungen des religiös gesinnten Teils der Bevölkerung zu schützen" von der Berliner Polizei gesichert wurde. Die Deutschnationale Partei hat deswegen im Reichstag interpelliert, der Kyffhäuserbund in einer Erklärung Einspruch dagegen erhoben.

In Hannover ist ein Sozialer Ausschuß von 15 Mitgliedern als Beirat des Evangelischen Landeskirchenamtes ins Leben gerufen worden.

Bei der bevorstehenden Stadtverordnetenwahl in Frankfurt a. M. stellt eine deutsch-evangelische Vereinigung an sämtliche politische Parteien 11 Forderungen, darunter: Wahrung der unbedingten Parität bei Anstellung von Lehrkräften, Erhaltung der Konfessionsschule und des christlichen Charakters der Simultanschule, ernsthafte Durchsetzung des Gesetzes zur Bekämpfung von Schmutz und Schund, Behebung der Wohnungsnot, Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, Eintreten für die Sonntagsruhe.

Aus Anlaß der in Essen stattfindenden zweiten westdeutschen Tagung für evangelischen Kirchenbau veranstaltet das Museum Folkwang im November eine Ausstellung „Der neue Evangelische Kirchenbau".

Die (protestantisch-klerikale) „Antirevolutionäre Partei" in Holland hat den Sonntagsflug des „Grafen Zeppelin" über Holland zum Gegenstand einer Interpellation gegen die Regierung gemacht: „Bestand für die Regierung die Möglichkeit, zu ersuchen, daß der Flug des ‚Graf Zeppelin' über den Niederlanden nicht an einem Sonntag stattfinden solle, und noch dazu an einem Vormittag, während der Kirchenzeit, wodurch das, was eine Tat der Höflichkeit gegenüber den Niederlanden hätte sein müssen, zu einer Tat von onwellevenheid (Unhöflichkeit, Mangel an Gesittung oder Lebensart, Unmanierlichkeit übersetzt das Wörterbuch) gegen einen bedeutenden Teil des Volkes, der Wert auf Sonntagsheiligung und namentlich auf Kirchenbesuch legt, wurde? Warum hat die Regierung, wenn für sie die Möglichkeit zu einem solchen Ersuchen bestand, dann keinen Gebrauch davon gemacht, oder, wenn sie Gebrauch davon machte, warum hat dies nichts genützt?" FZ 783

Die Vereinigung der Kirche von Schottland und der Vereinigten Freikirche von Schottland ist nunmehr vollzogen. Gleichzeitig trat die Minderheit der Vereinigten Kirche zu einer Tagung in Glasgow zusammen, um „eine presbyterianische Kirche neu aufzubauen, die jene Kirche ersetze, deren geistiges Erbe von der Mehrheit, die um eines armseligen materiellen Gewinnes willen ausgeschieden sei, verkauft wurde".

Aus Anlaß einer katholischen Ausgarfeier in Schweden wehren sich die schwedischen Blätter, sowohl konservative wie liberale wie sozialdemokratische, einmütig gegen den Gedanken einer Gesetzesänderung, die es ermöglichen würde, katholische Klöster zu bauen, da dies bedeuten würde: „der grundsätzlichen Intoleranz und der Verleugnung von Allem, was Religionsfreiheit heißt, die Türe zu öffnen." Dagebladet (ProtBl 41)

Der Metropolit der Orthodoxen Kirche in Warschau ist vom Kultusminister gebeten worden, eine der orthodoxen Kirchen den griechisch-unierten Katholiken zur Verfügung zu stellen, die nach Ansicht des Ministers wie jedes andere Bekenntnis ein repräsentatives Gotteshaus in der Landeshauptstadt besitzen müßten.

Der Konvent des evangelischen Kirchendistrikts in Ungarn jenseits der Donau unterbreitet dem Generalkonvent der Gesamtkirche den Antrag, daß die Evangelische und Reformierte Kirche von ihren Mitgliedern gegenseitig weder Revers noch Übertritt annehmen mögen.

In Paris wurde ein ungarisch-reformiertes Kirchenblatt gegründet „Parise Reformatusek Lapja", Schriftleiter und Herausgeber Johann Mester.

Rußland. Die fünf Tage der neuen Woche heißen: Marx, Lenin, Dritte Internationale, Industrialisierung, Kommune.

Die Nachfrage nach Prostituierten ist in Rußland gesellschaftlich verpönt. Vereine veranlassen den Austritt von Mitgliedern, die Prostituierte in Anspruch nehmen; man betrachtet den geschlechtlichen Umgang mit einer Prostituierten als „gemeine Ausbeutung eines Menschen durch einen anderen". Angebot und Nachfrage in der Prostitution haben außerordentlich stark nachgelassen, besonders bei den Jugendlichen. So Batkis auf dem Kongreß für Sexualreform in London. VZ 236

Von Personen. Ernannt: Pfarrer Lic. Dr. Karl Aner in Charlottenburg, Privatdozent für Kirchengeschichte in Halle, zum a. o. Professor daselbst. Berufen: Privatdozent Lic. Kurt Dietrich Schmidt in Göttingen zum Ordinarius für Kirchengeschichte in Kiel für Ficker; Wehrkreispfarrer Franz Justus Narkowski zum katholischen Feldpropst an Stelle des ausgeschiedenen Generalvikars Paul Schwamborn. Promoviert: Zum D. von Zürich Pfarrer Jacob Wipf in Buchtalen; zu DD. von Debrezen: Bischof Ladislaus Ravasz, Bischof Geza Antal, Feldbischof Elemer Soltesz, Professor Alexander Payr und Wilhelm Straner in Sopron, Professor August Lang in Halle, Senior der Episkopalkirche der Vereinigten Staaten W. E. Jones, Generalsekretär Ch. F. Scheffor, Moderator Harlan G. Mendelhall, Senior Ludwig Nanassy, sämtlich in Amerika, Professor J. A. C. van Leuwen in Utrecht; zu DD. von Pecs der Ehrengeneralinspektor der ungarländischen Gesamtkirche A. B. Baron Desidor Pronay, deren Generalinspektor Baron Albert Radvanszky, Bischöfe Heinrich Geduly, Alexander Raffay, Ladislaus Ravasz und die Professoren Stephan Schneller und Franz Kiß. In Ruhestand: Pfarrer Walter Nithack-Stahn. Gewählt zum ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel der Metropolit von Derkos Photios Maniatis. Gestorben: Geheimrat Professor D. Rudolf Kittel in Leipzig. E St

Verschiedenes

Zum Kampf um das Volksbegehren

Die Verwirrung und Verrohung unsers öffentlichen Lebens wird durch den Kampf um das Volksbegehren weiblich gesteigert. Es liegt nahe, die Kirche zu Hilfe zu rufen. Katholische Kirchenfürsten haben ihren Gläubigen die Teilnahme an dem Begehren gewehrt; kein Zweifel, daß das weithin im Lande beruhigend gewirkt haben wird. Der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats hat einem Journalisten der Vossischen Leitung erklärt, daß die evangelische Kirche gegenüber dieser Angelegenheit als einer politischen neutral bleiben müsse. Es ist prinzipiell fraglich, ob Kirchen sich politischen Bewegungen gegenüber neutral halten sollen. Aber da unsre Kirchen bis 1918 die Freiheit zu politischem Eingreifen nicht hatten, für die richtige Weise des Eingreifens infolgedessen keine Tradition besitzen, tun sie gut, nur mit äußerster Vorsicht an politische Entscheidungen heranzutreten. Diese Vorsicht ließ das Votum zur Fürstenenteignung leider vermissen. Auch wir — um Kleines dem Großen zu vergleichen — haben zum Volksbegehren geschwiegen, obwohl Jedermann wissen wird, wie wir dazu standen, und obwohl der § 4 uns das Schweigen schwer machte. Nun muß aber die Kreissynode Berlin I aus der Reihe tanzen! Und selbstverständlich nimmt sie sich zum Partner nicht den Minister Braun, sondern Herrn Hugenberg. Nicht das Volksbegehren beunruhigt sie, sondern — die Freiheit der Beamten. Die Freiheit der Beamten, Männer, die da oben ihre Pflicht tun oder getan haben (einschl. Stresemann, beinahe auch Hindenburg), als Landesverräter zu brandmarken. Wie tat es not, daß „die Kirche" sich dafür rührte! Ach, wir sind auch für Freiheit der Beamten, z. B. der ungezählten Republikaner, die unter dem Druck reaktionärer Vorgesetzter auf deutschen Ämtern politisch kaum atmen können. Man sagt nichts für das Volksbegehren, man tritt „für die Freiheit der Beamten" ein. Ein glänzendes Schauspiel. Hochwürdige Kreissynode, si tacuisses! R

Kongresse und Tagungen, besonders auch evangelisch-kirchliche, finden Ende September und Anfang Oktober in solcher Menge statt, daß es nicht möglich ist, über alle zu berichten. Auch über solche nicht, von denen früher in der Christlichen Welt regelmäßig berichtet wurde, wie über die Jahresversammlung des Evangelischen Bundes. Die diesmalige fand in Koblenz statt; sie galt natürlich vornehmlich der durch den Abschluß des Konkordats geschaffenen Lage.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die hier (Nr. 15 Sp. 742) zurückgewiesene Äußerung gegen die Demokratische Partei nicht in einer Kundgebung des Präsidiums des Evangelischen Bundes gestanden hat, sondern in der Deutsch-Evangelischen Korrespondenz.

Von den alten Führern des Bundes ist der um die Kenntnis des Katholizismus besonders verdiente Professor Mirbt unmittelbar vor dieser Tagung des Bundes gestorben; an seiner Stelle wurde Professor Zscharnack in den Zentralvorstand gewählt. R

Versammlungskalender

8.—10. November Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung Leipzig

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 43: Alles (Mayne). Vorschläge zu einer zeitgemäßen Gestaltung des kleinen Katechismus (Hosenthien). Wie das Volk Geschichte überliefert. Ein christlicher Maler vor dem Ketzergericht. „Aus der Tiefe" (Goldschmit). Das Ausrufungszeichen (Jungnickel). Von gestern und heute (Berliner Sozialdemokratie und Religion, Stimmen zum Fall Knote, Humanistische Bildung, Arbeitsgemeinschaft über Theologie und Kirche auf Burg Lobeda, Die Berliner Mission und der rechte Glaube, Sundar Singh, Gesichte aus einer geistlichen Welt). Vom Bund „Haus und Schule."

Die erste Gegenüberstellung Goethes mit den einzelnen Typen des Christentums

Soeben erscheint

Goethe und Christentum

Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums

von

Wilhelm Fliedner

Preis vier Mark

★

Hier ein neuer wichtiger Versuch, Religion und Ethik Goethes für den Protestantismus fruchtbar zu machen. Verfasser hilft dadurch mit an der großen Aufgabe, der drohenden Verengung und Erstarrung der evangelischen Kirche entgegenzuwirken. Nach einer gedrängten Darstellung der aus Goethes Naturanschauung und -empfindung fließenden Religion und Ethik stellt er diese Auffassung nicht, wie es die zahlreichen bisherigen Abhandlungen über dieses Thema tun, dem Christentum als einer einheitlichen und feststehenden Größe gegenüber, sondern einer Anzahl seiner wichtigsten Ausprägungen und Vertreter: dem Pietismus und Kirchentum, Schleiermacher, Luther, Augustinus, Paulus und Jesus selbst. Diese Methode führt zu ganz neuen Erkenntnissen. Zum Schluß versucht der Verfasser eine Wertung und Verwertung. Er beschreibt vor allem die Werte, die aus der Anschauung Goethes für das herrschende Christentum und für die Theologie zu gewinnen sind, daneben aber auch die in seinem naturalistischen „Monismus" liegende Gefahr.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Aus den ersten Urteilen über

das soeben zur Ausgabe kommende Buch

Frauen im Krieg. Roman von Meta Scheele

In Ganzleinen fünf Mark

★

Während draußen große Weltgeschichte gemacht wurde, ertrug in der Heimat die deutsche Frau auf allen Lebensgebieten furchtbare Not, von der kein Funkspruch und kein Extrablatt meldete. Es war das stille Heldentum von Deutschlands unbekannten Kriegern, zu Hunderttausenden gefallen an der Hungerfront der Blockade. Darüber aber wandelten sich die Erkenntnisse, und eine neue Frauengeneration nahm die Gestaltung ihrer Schicksale in eigene Hände. — So zieht auch in diesem Roman das Leben von vier Familien verschiedener Bildungsstufen und Gesellschaftsklassen, gekrönt in der hochgemuten Persönlichkeit Johannas, in dramatischen Bildern am geistigen Auge vorüber, und der Leser muß erschüttert durch alle Leiden und manche schuldhafte Verstrickung mit hindurchgehen, jedoch von der ersten bis zur letzten Seite des Buches, das den Ewig-Gestrigen den Kampf ansagt, zuinnerst angefaßt. Prüde Gemüter allerdings, denen die Wahrheitsfrage harter Wirklichkeit unbequem ist, werden diesem kühnen Buche tunlichst nicht begegnen.

Hans Hermann Gaede,
Syndikus der Vereinigung Evang. Buchhändler.

✳

Um drei Familien aus verschiedenen Gesellschaftsklassen handelt es sich, um Heldentod, Hunger, Sexualität — das Buch ist ehrlich bis in sein Letztes — und ist deshalb in seiner Darstellung von Vergangenem auf das Zukünftige gerichtet. Es wird in seiner Wahrhaftigkeit manchem ein Stein des Anstoßes sein, aber gerade deshalb, weil es ein Zeichen ist, dem widersprochen wird, ist ihm der Sieg bei allen echten, ehrlichdeutschen Naturen aller Parteien gewiß.

Erich Bockemühl

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Neuerscheinungen Herbst 1929

Helene Voigt-Diederichs

Ring um Roderich

Roman

geheftet 5.—, in Leinen 7.80

Das neue Buch der Verfasserin von „Marienhoff“

„Es muß einer arbeiten und liebhaben können, auf das Liebhaben kommt es nicht weniger an“. Dieses Wort könnte dem Buche als Vorspruch dienen. Denn alle, die hier schicksalhaft mit einander verbunden zu ihrer tiefsten Wirklichkeit geführt werden, wachsen über ihr persönliches Geschick hinaus, mag es Leben heißen oder Tod: Toni, die an Geist und Willen geschliffene, lebenssichere Studentin, in die Spannungen des Lebens und Liebens gestellt — die in der Hingabe ihres Wesens verschwenderisch angelegte Dorothea, übersichtig in der Wärme und Helligkeit ihrer Natur — Lisa, die blühende Frau und Mutter — wie Roderich, der Mann der Arbeit, der reif wird für die Andersart der Frau, die neben ihm wächst. Wachsen im Ringen aus der eigenen Mitte heraus, darauf kommt es an für jeden dieser Menschen. Es ist ein frauliches Buch, in dem nirgends gepredigt oder sonstwie vom Leben abgespalten wird, erfüllt von den Unterströmungen inneren Erlebens, die heute nötiger sind denn je, unserer kargen, stockenden Wirklichkeit Licht und Quellkraft zurückzugewinnen.

Hans Heinrich Naumann

Das Grünewald-Problem

und sein neuentdecktes Selbstbildnis aus dem Jahre 1475

Mit 1 farb. Tafel u. 18 Abbild. 90 Seiten, fest kart.

Die Lösung des Grünewald-Problems drängt zur Entscheidung. Bisher war die Meinung der Kunstwissenschaft, er sei 1480 geboren. Damals aber war er bereits Meister in Seligenstadt. Er muß also 25 Jahre früher geboren sein. Wer war sein Lehrer? Gibt es vor dem Grünewald des Isenheimer Altars einen gotischen Grünewald, dessen Gemälde, Kupfer- und Holzschnitte wir unter anderen Bezeichnungen kennen? Wie sah Grünewald überhaupt aus? — Niemand wußte es bisher, ebenso wie man bis vor ein paar Jahren nicht ahnte, daß sein eigentlicher Name Nithart sei und daß er 1528 in Halle als Baumeister gestorben ist. Dr. Hans Naumann zeigt in kurzen Umrissen, wie er das Grünewald-Problem endgültig durch weitere Schriften lösen wird. Ein Schlüssel dazu ist auch das in dieser Schrift erstmalig veröffentlichte Selbstbildnis, das kürzlich entdeckt wurde. Daß wir nunmehr wissen, wie Grünewald aussah, ist ein sensationelles Ereignis. Künstlerisch und menschlich steht das Bild neben, wenn nicht über den Selbstporträts des jungen Dürer, die zwanzig Jahre später entstanden sind.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Zur Problematik des kirchlichen Vereinswesens

„Ein Gespräch zu dreien“ nennt die bekannte Zeitschrift „Pastoralblätter“, das verbreitetste Organ für die Fragen des praktischen Amtes, eine Diskussion über Recht und Schranke von Vereinsbildungen innerhalb der Volkskirche, die sie in ihrem Novemberheft eröffnet. In der Form einer Art Zwiegespräch zwischen dem Herausgeber D. Erich Stange und Lic. Dr. Haack in Breslau, an das sich noch eine Reihe von Leitsätzen von Direktor Pfarrer Engelke-Hamburg anschließt, kommt es zu einer Art freundschaftlicher Auseinandersetzung, die zweifellos einen interessanten Versuch darstellt, das heute so weit verbreitete Aneinander-Vorbei-Reden zu überwinden. — Das gleiche Heft der Zeitschrift (Verlag C. Ludwig Ungelenk in Dresden-A. 24) bringt diesmal homiletische Stoffe für die Zeit von Bußtag bis zum 4. Advent, darunter Predigten aus der Feder von Professor D. Heim-Tübingen, Generalsuperintendent D. Kähler-Stettin u. a.

Bund für Gegenwartchristentum

Ortsgruppe Leipzig.

Vorträge im Gemeindesaal der Reformierten Kirche, Tröndlinring 7, abends 8 Uhr.

8.—10. November. Tagung der Sächsischen Evangelisch-Sozialen Vereinigung. Oberstudienrat Friedrich, GR. Prof. Dr. Goetz, Prof. Dr. Stepun.

Donnerstag, 14. November. Professor D. Rade, Marburg: „Glaube und Bekenntnis“.

6. Dezember. Adventliches Zusammensein. Frl. Studienrat Vorwerk: „Aus nordischen Sagen und Geschichten“.

Freunde der Christlichen Welt, Görlitz

Montag, den 4. November, abends 8 Uhr im Saal zum Goldnen Kreuz: Pfarrer Onnasch: **„Religiöse Lebensgestaltung“.**

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Anzeigen
in der ‚Christlichen Welt‘
finden weitgehende Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. November

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig; Insel-Verlag, Leipzig;